It. coll. 37 $\frac{S}{}$ (44

It. coll. 37 7

Taschen-Bibliothek

der

wichtigsten und interessantesten

See- und Land-Reisen

herausgegeben

von

Joachim Heinrich Jäck,
Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

44. Bändchen.

Nürnberg.
1829.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalts-Anzeige.

Seite
Wissenschaftliche Reise nach Griechenland 1750 bis 60 v. Peter Aug. Guys Vom Prof. Eisenschmid. 117

Bibl. Jäcks Beiträge zu verschiedenen Zeitschriften.

(Fortsetzung vom 43. Bändchen.)

1821.	Heft II.	101—9	Brulliot dictionaire et Table des Monogrammes 1817. 4.
	— —	191	Speyer über das Heilverfahren in fieberhaften und entzündlichen Krankheiten.
	— III.	224/35	Nekrolog über Dr. Andreas Frey zu Bamberg.
	— —	331/2	Grasers Schulmeisterthum im Kampfe mit der Elementarschule fürs Leben.
		Nr. 4.	der Beilage: Sarsena, oder der vollkommene Baumeister. Taulers Nachfolgung von Casseder.
		Nr. 6.	Kley's Predigten, oder Quellen des Sieges und des Heiles.
	— V.	161/182	im literar. Anzeiger: Ueber die k. Bibliothek zu Bamberg.

Taschen-Bibliothek

der

wichtigsten und interessantesten Reisen

durch

Griechenland.

Mit Landkarten, Planen, Portraits und anderen Abbildungen.

Verfaßt

von

Mehren,

und herausgegeben

von

Joachim Heinrich Jäck,
Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

II. Theil. 2. Bändchen.

Nürnberg.
Verlegt von Haubenstricker und von Ebner.
1829.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Wissenschaftliche Reise nach Griechenland 1750—60 v. Peter Aug. Guys *).
Vom Prof. Eisenschmid.

Erster Theil.

1. Konstantinopel ist die Hauptstadt eines großen Reiches, und der zu einer unermeßlichen Hand-

*) Voyage litteraire de la Gréce. Paris 1771. 8. 2 vol. — Ed. II. augm. 1776. 8. 2 vol. — Ed. trois. ornée de 10 planch. Paris 1783. Fol. 2 vol. — Uebers. zu Leipzig 1771—72. 8. in 2 Bänden. — Geboren zu Marseille im J. 1721, ließ sich als Kaufmann vorerst zu Konstantinopel, dann zu Smyrna nieder, und starb 1799 in einem Alter von 79 Jahren auf der Insel Zante. Er war Mitglied des Instituts zu Paris, und der Arkadier zu Rom. Sein erstes Werk erschien 1744, und enthält die Begebenheiten seiner Reise von Konstantinopel nach Sophia (der Hauptstadt von Bulgarien) in Brie-

lung geschickteste Ort. Das Serail zieht alles Geld aus den Provinzen und die Produkte und Reichthümer der entferntesten Länder an sich. Um diesen Schlund her, der das Gold und Silber, ohne es jemals wieder heraus zu geben, verschlingt, versammeln und vereinigen sich alle Nationen der ganzen Welt, und bestreben und streiten sich durch einen nützlichen Wetteifer, um den Preis der Aemsigkeit und der Talente. Ein zahlreiches, aber unwissendes und neugieriges Volk, greift mit Erstaunen nach schönen und überflüssigen Dingen; auch macht sie ihm der Geschmack und die Gewohnheit zu Bedürfnissen, und diese bieten der Handlung den größten Vertrieb an.

Der französische Handelsmann hat in Konstantinopel täglich mit Türken, Griechen, Armenianern und Juden zu thun. Gemeiniglich findet er den Türken wenig biegsam, allezeit begierig, und bisweilen in

---

fen Auf gleiche Weise schilderte er 1748 seine Reise von Marseille nach Smyrna und Konstantinopel. Seinen literarischen Ruf erhielt er vorzüglich durch vorliegende Reise. Bei deren erster Erscheinung widmete Voltaire ihm einige sehr schmeichelhafte Verse, und die Griechen sendeten ihm das Diplom eines Ehrenbürgers von Athen. Auch hatte er bei Gelegenheit einer Reise nach Neapel eine Dichtung verfaßt, die Jahres-Zeiten betitelt, welche großen Beifall erntete. Jäck.

ihm einen Sklaven seines gegebenen Wortes; den Griechen geschmeidig, fein und betrügerisch; den Juden listig und treulos; den Armenianer ungelenk, geizig und grob. Diese Nationen unterscheiden sich auch durch die Sitten, Manieren, Sprache, Gewohnheiten und selbst durch die Kleidungen. Man findet unter ihnen diejenigen Tugenden und Talente, die allen Ländern eigen sind.

Sie haben alle ihre besondern Gesetze und ihre eigne Gerechtigkeit. Der Türke wird von dem Cadi oder im Divan des Großveziers gerichtet: die Griechen und Armenianer unterwerfen sich auf das strengste ihren Patriarchen, die mit leichter Mühe den schreckenden Bann, den man suchet, aussprechen, und den man gegen einen treulosen Schuldner erhält. Der Jude führet seine Streitigkeit vor dem Rabiner, dessen Urtheil keinen Widerspruch findet.

Die Armenianer machen die zahlreichste, reichste und klügste Nation aus: es sind arbeitsame, unermüdete und starke Leute, die von Wenigem leben, und alle mühsamen Arbeiten treiben. Da sie in dem Innern der Provinzen zu leben gewohnt sind, so lieben sie die Pferde und kennen sie vollkommen: sie sind Kaufleute und Reisende: aus ihnen bestehen fast alle Karavanen, und der größte Theil der Handlung nach Persien und Indien ist in ihrer Hand. Die meisten Sarrafs oder Geldmäckler sind Armenianer: hieher kommen ihre großen Reichthümer. Die Sarrafen

nehmen eine sehr mäßige Gebühr die Münze zu untersuchen, die man bloß von ihren Händen erhält: aber sie gewinnen ein Ansehnliches an den Sorten, wenn sie verrufen sind, und sie werfen sie alsdann in die Auszahlungen, die sie für die Grosien zu thun haben, denen sie das Interesse aufs höchste anschlagen, welches von 24 bis auf 30 Prozent geht. Ein reicher Türke, der der Pforte eine Summe zu Bezahlung eines Wechsels abtragen muß, den man ihn zu acceptiren zwingt, nimmt den Schein an, als ob er es unter den beschwerlichsten Bedingungen aufnehmen müßte, damit er nicht ein heimlich aufgehäuftes Vermögen verrathe, dessen Kenntniß die Regierung bald zum Vorwande nehmen würde, es ihm zu entreißen.

Die Griechen, die sonst Herren des Meeres und auf diesen Besitz eifersüchtig waren, haben ihn nicht verlassen: sie setzen die Schifffahrt und den Fischfang fort. Die Juden haben ihnen darinnen keinen Eintrag gethan. Denn ob sie gleich überall zerstreuet sind, so sind sie doch so wenig zu einer gefährlichen Unternehmung geschickt, als die Armenianer, die nicht die Ufer des Meeres bewohnet haben. Der Armenianer also, ein Landmann und klug, treibt den innern Handel von einer Provinz in die andere und kennet über diese Gränzen nichts. Der Grieche, der weit unterrichteter, geschmeidiger und durch die Handlung zur See verfeinert ist, hat die Handlung von einer Insel zur andern und der Inseln mit der Hauptstadt

Der Türke, Herr des Landes, handelt wenig, machet wenig Speculationen, und will nichts verlieren: der Reiche häuft Schätze auf, um sich empor zu schwingen: der Arme gehorchet und arbeitet. Der demüthige und geschäftige Jude mischet und inkorporiret sich in diese drei Nationen; ohne mit ihnen verbunden zu werden, dienet er ihnen auf gleiche Weise, ist das Band unter ihnen, und pflanzet sich sowohl durch seine Aemsigkeit als durch seine Fruchtbarkeit fort.

II. Die Handlung des schwarzen Meeres ist allein den Bewohnern des Landes oder den Unterthanen des Großherrn vorbehalten. Es sind Armenianer, Griechen und Juden, die sie treiben; die Türken mengen sich auch bisweilen darein. Aber sie werden niemals reiche und zahlreiche Kaufleute seyn, weil sie Sklaven des Despotismus sind. Sklaven aber suchen niemals das Land reich zu machen, oder ihr Geld in Umlauf zu bringen, sondern sich selbst zu bereichern, und dessen durch Sammeln zu genießen. Daher wagen es auch die reichen Kaufleute unter den Türken niemals, das Vermögen, das sie besitzen, merken zu lassen: sondern verbergen, sogar in Aegypten, wo sie doch frei und weniger Gefahr ausgesetzt sind, allezeit ihren Reichthum aufs sorgfältigste.

Die Griechen sind listig, unbeständig, ruhmredig und oft aus Prahlerei verschwenderisch. Einige verstehen den Handel und wagen kühne Unternehmungen. Die vornehmsten unter ihnen sind Capi Kiaya oder

Agenten bei der Pforte in den Angelegenheiten ihrer Fürsten von der Wallachei und Moldau. Die Griechen machen eine Zunft von aufkaufenden Tuchhändlern, eine andere von Verkäufern seidener Stoffe, und eine dritte von Pelzhändlern aus, die sie selbst in Rußland aufkaufen.

Die Juden, die weit mehr umher zerstreut, ärmer, aber weit einiger unter sich selbst sind, als alle die übrigen Kaufleute, Handwerker, Reisende, Wechsler, treiben alle Arten von Künsten und Handarbeiten, haben alle Talente sowohl als alle Fehler, erkennen nur ihre eignen Gesetze, und sind immer bereit, die übrigen alle zu übertreten. Sinnreich, geschickt, große Rechenmeister: eben so eitel und prächtig in ihren Häusern, als kriechend und verachtet in denjenigen, wo sie sich einschleichen, oder wohin sie gerufen werden. Geschickt zu allen, selbst gefährlichen Unternehmungen und fast allezeit durch ihre Geschäftigkeit und unermüdeten Fleiß unentbehrlich, sind sie die Agenten aller handelnden Nationen, die in dieser Hauptstadt zusammen kommen, und alle Nationen, selbst die einheimischen, werden ihnen zinsbar. Man kann jedoch nicht läugnen, daß sich unter ihnen auch Leute von Genie und von einer seltenen Rechtschaffenheit gefunden haben.

Die Juden arbeiten ordentlich die ganze Woche über bloß für ihren Sabbath, und die Früchte der Arbeit des Jahres sind hauptsächlich bestimmt, den Auf-

wand, den sie während ihrer Feste machen, zu bestreiten, welche viele Tage dauern und oft wiederkommen. Die Nothwendigkeit zu arbeiten, nicht um zu leben, sondern um zu verthun, machet sie arm, und noch betrügerischer als sie emsig sind.

Die Franken leihen den Armenianern und den Juden: sie verkaufen den Türken, den Griechen und den Juden vermittelst der letztern.

Die mächtigen Türken, und diejenigen, die Ehrenstellen bekleiden, sind gefährlich: sie kennen kein andres Gesetz als einen despotischen Willen: sie haben allezeit Händel in Bereitschaft, um sich von der Verbindlichkeit gegen Personen zu befreien. Man muß also niemals für sich alleine, sondern im Namen eines Nationalkörpers mit ihnen einen Handel oder Vergleich eingehen, wenn es eine unumgängliche Nothwendigkeit erheischt.

Die Türken, die Handelsleute und Verkäufer sind, hat man eben so sehr zu fürchten: sie fodern eben die Vorsicht und eben die Behutsamkeit. Man kann nicht genug Formalitäten beobachten, indem man ihre Gesetze und Gebräuche zu Rathe zieht, sobald man mit ihnen einen Handel schließen will.

Man muß nothwendig die Türken kennen, um ihrer zu schonen und sich gegen sie in Sicherheit zu setzen; die Juden, um sich ihrer im Falle der Noth zu bedienen; die Griechen, um ihnen mit Vortheil zu verkaufen und sie abhängig zu machen; die Armenia-

ner, um mitten durch das Einförmige der Nation, die Rechtschaffenheit derer ausfündig zu machen, die ein Vertrauen verdienen. Man muß das Auge auf alle haben, weil sie sich alle vereinigen, und so zu sagen, gemeinschaftliche Sache wider die ihnen überlegene Nation machen, die mit ihnen handeln will.

III. Man muß bei den Griechen nicht mehr unter Sklaven dieses königliche Volk der schönen Blüthezeit suchen wollen: aber die Menschen sind immer dieselbigen und haben dasjenige noch getreu erhalten, was ihnen diejenigen nicht haben entreißen können, die sie unters Joch gebracht haben.

Ein schöner Zug ihrer Freiheitsliebe ist folgender: Die Athenienser hatten sich wider den türkischen Statthalter und wider andre vornehme Türken empöret, die sie quälten. Es betraf eine neue Auflage, die man auf ihre Waaren legen wollte. Sie hatten mit einer sehr starken Parthei zu thun: aber der Ausspruch der Pforte gab ihnen gewonnen Spiel. Spon hörte sie über die Sache, die sie beschäftigte, raisoniren; er konnte sich nicht enthalten, ihnen seine Verwunderung über die Kühnheit zu bezeigen, mit der sie die Mächtigsten in der Stadt angegriffen hatten. Ihre Antwort war:

„Wir gestehen, daß wir immer ein wenig zänkisch gewesen: aber Sie wissen, daß wir diejenigen niemals haben leiden können, die sich über uns einiger Gewalt angemaßet, und daß wir unsere besten Männer

ins Elend gejagt haben. Die Luft des Landes bringt es so mit sich: und die Liebe zur Freiheit ist noch ein Erbstück von unsern Vätern. Wir müssen noch unsern Zweck erhalten, und wenn wir die Hälfte unsers Vermögens darüber verlieren sollten.'

Dieser Zug bestätiget noch zur Gnüge die Gleichförmigkeit des Charakters der neuern Griechen mit der alten ihrem. Man findet unter ihnen sowohl als in der ganzen Levante eben die Anhänglichkeit an ihre alten Gebräuche.

Haben sie ihren Charakter, ihre Kleidung, ihre Gewohnheiten beibehalten, so kömmt es daher, daß sie ihre Gebräuche als das einzige Eigenthum angesehen, das ihnen übrig geblieben: es kömmt noch die gute Meinung dazu, die sie davon haben mußten. Herodot gibt davon folgende Ursache an: „Wenn man den Menschen die Freiheit gäbe, die Gebräuche zu wählen, die ihnen die besten schienen, so kann man nicht zweifeln, daß sie, nach einer sorgfältigen Prüfung, nicht diejenigen ihres Landes wählen sollten: man muß also glauben, daß derjenige, der sie verachtet, seinen Verstand verloren habe.

Welch ein Unterschied ist zwischen uns und den Griechen! Sie thun noch alles, was ihre Väter thaten, indessen daß wir in unsern Gebräuchen, Moden, Gewohnheiten, ja sogar in unsern Sitten nichts so sehr suchen, als uns von demjenigen, was unsre Väter gethan haben, zu entfernen, und einen vollkom-

menen Contrast mit ihnen zu machen. Wir haben sogar unvermerkt den Gedanken der Ehrerbietung, die wir dem Alter, und denjenigen, die uns das Leben gegeben haben, schuldig sind, in uns schwächen lassen. Wie werden in der Folge sehen, daß die Griechen, so fehlerhaft sie auch seyn mögen, uns hierinne nicht gleichen.

Diejenigen, die am Ufer des Meeres, oder die Inseln bewohnen, sind weit biegsamer, als diejenigen, die das Innere des Landes bewohnen, wozu unstreitig ihre Handlung mit den Fremden vieles beiträgt. Also waren die Arkadier, nach der Erzählung des Homer *), nicht Leute des Meeres. Cicero machet einen Unterschied unter denen, die die dicke Luft von Theben, und **) denen, welche die reine und zarte Luft von Athen athmen. Die Megarer, Nachbarn dieser Stadt, waren so wenig geachtet, daß ein altes Orakel (das sie oft hören mußten) sagte: Wenn man die Völker Griechenlands herzählete, so verdienten die Megarer kaum gerechnet zu werden. Heut zu Tage sind die Griechen von Chios, von Nicäa, von Sparta und Athen ganz verschiedene Griechen.

IV. Die Häuser der Griechen sind nicht so hoch, als die unsrigen. Sie haben ordentlich nur ein Stock-

*) Ilias B. 2. V. 603 und 614.

**) Li. de fato, cap. 4.

werk. Mithin ist, nebst dem Umfange, den die Gärten einnehmen, eine griechische Stadt bald gebauet, und nimmt unendlich mehr Raum ein, als irgend eine der unsrigen.

Die heutigen griechischen Weiber sind in ihren Häusern sorgfältig verschlossen: sie lassen sich eben so wenig als die alten sehen: die jungen Mädchen gehen selten aus, und in die Kirche nicht eher, als wenn sie verheirathet sind.

Vitruv *), indem er von der Bauart der griechischen Häuser redet, sagt: „Man sieht große Säle, wo die Weiber mit ihren Gehülfinnen arbeiten. Auf den Gallerien von der Seite sind die Speise- und Schlafzimmer. Der innerste Theil des Hauses heißt Gynaeconitis. Die Männer haben ihre abgesonderten Zimmer, die Andronitis heißen." Man sieht auch heut zu Tage noch ganz genau in den griechischen Häusern eben diese Vertheilung, nach welcher sich auch die Türken, die eben so eifersüchtig sind, gerichtet haben.

In dem Schlafzimmer findet sich allezeit eine Lampe, die die ganze Nacht brennt. Bei Personen von gutem Auskommen ist es ein alter Gebrauch; bei dem Volke, Andacht: denn die Lampe ist gemeiniglich vor ein Bild gestellet.

---

*) L. 6. Cap. 10.

Man hatte vor Alters in den Zimmern, um sich niederzulassen, und hauptsächlich in den Sälen, Stühle, von denen uns die Gestalt bekannt ist; aber in den Zimmern waren kleine Betten, die statt der Sophas dienten, die wir an ihre Stelle gesetzt haben.

Die Griechen haben nicht Betten, wie die unsrigen: sie werfen bloß Matratzen auf die Sophas, damit sie desto weicher liegen.

Es sind keine Kamine in den Zimmern der griechischen Häuser: man bedienet sich bloß einer Feuerpfanne, die man mitten in das Zimmer, es zu erwärmen, setzt, oder für diejenigen, die sich ihm nähern wollen. Dieser Gebrauch ist im ganzen Oriente sehr gewöhnlich: die Römer hatten keinen andern, und die Türken haben ihn beibehalten. Diese Pfanne wurde, wie heute zu Tage, auf einem Dreifuße getragen: die Lampen sind lange Zeit nachher gekommen.

Damit man das Gesicht vor der Unbequemlichkeit und Hitze des Feuers, das oft gefährlich ist, verwahrte, erfand man einen Deckel, dieß ist eine viereckte Tafel, unter die das Feuer gestellet wurde. Diese Tafel wird mit einem Teppich behangen, der von allen Seiten bis auf die Erde reicht, und noch mit einem andern von Seide, mehr oder weniger reich, der diesen Deckel oder Schirm zieret, um den man sich auf den Sopha, oder auf viereckigte Steine setzet. Man kann zugleich die Hände und die Füße unter die Decke

stecken, die eine sanfte und dauerhafte Wärme unterhält, da sie die Feuerpfanne von allen Seiten umgiebt. Der Deckel ist hauptsächlich für die Weiber, die den Winter über beinahe den ganzen Tag daselbst mit Sticken zubringen, oder Besuche von ihren Freundinnen annehmen.

Die neuern Griechen gleichen in verschiedenen Absichten den alten.

Die Stickerei ist die Beschäftigung der griechischen Weiber: sie gehen wenig aus, und diejenigen, die zur Erhaltung ihrer Familie arbeiten müssen, sticken unaufhörlich vom Morgen bis Abend, und lassen auch ihre Töchter und Sklavinnen sticken.

Wir danken den Griechen die Kunst der Stickerei, die unter ihnen sehr alt ist, und von ihnen an Feinheit und Vollkommenheit aufs höchste gebracht worden ist. Die Kreter waren in dieser Kunst vortrefflich.

So bald man von den Talenten einer jungen Sklavin redete, so gab man ihr keinen andern Lobspruch: sie arbeiteten, wie noch heut zu Tage, mit ihren Frauen.

Man zeichnete, wie heut zu Tage, die Zeichnung auf den Zeug, und die Stickerinn schattirte hernach mit ihrer Wolle von verschiedenen Farben: die Natur war das große Muster. Die Stickerei ahmte anfänglich die einfachsten Blumen nach, die bloß ein oder zwei Farben hatten, und nach und nach auch diejeni-

gen, die mehrere hatten. Man hat Figuren gestickt und gezeichnet, und die Schattirung gemischt, nachdem die Färberei und die Kunst vollkommener geworden. So viel ist gewiß, daß in Griechenland alle Weiber stickten, und daß die Männer sich eine Ehre daraus machten, die Werke von ihrer Frauen Hände zu tragen.

Man begebe sich in das Zimmer eines griechischen Mädchens, und man wird darinnen Jalousien vor den Fenstern, und statt aller Mobilien einen Sopha, einen Kasten mit Elfenbein ausgelegt, worinnen die Seide und die Nadeln liegen, und einen Rahm zum Sticken finden.

V. Man sieht noch heut zu Tage, wie vormals, in allen guten griechischen Häusern, die Amme des Herrn oder der Frau ein Glied von der Familie ausmachen. Bei den Alten verließ eine Frau, die eine junge Person gesäuget hatte, sie niemals wieder, sogar nach ihrer Verheirathung: sie wurde ihre Gouvernantin, Vertraute und Rathgeberin. Daher kommt es, daß in den alten griechischen und römischen Trauerspielen, die nach eben dem Entwurfe verfertiget sind, eine Prinzessin fast niemals auf der Bühne, als in der Gesellschaft ihrer Amme erschien. Dieser Gebrauch ist noch so sehr beibehalten, daß der neuere Name der Amme Paramana ist, ein sanftes und bedeutenderes Wort, als das alte, weil es eine zweite Mutter anzeigt. Die Amme wohnet allezeit im Hause, wenn

sie ein Kind gestillet hat, und von Stund an wird sie der Familie einverleibt.

Die griechischen Damen entziehen sich noch der Pflicht, ihre Kinder selber zu stillen, um ihre Schönheit, ihren Busen und auch ihre Gesundheit zu erhalten, weil sie diese dadurch zu schonen glauben. Man hat ihnen zwar immer gesagt, daß sie sich darinnen irrten, und daß sie dadurch, daß sie ihre Kinder der Nahrung und Wartung fremder Personen überließen, wahre Stiefmütter würden: aber die Gewalt des Beispiels, und die Gewohnheit hat die Oberhand über alle Gründe behalten.

Nach der Amme kommen die Sklavinnen und Mägde.

Den Sklavinnen wird noch jetzt, wie vor Zeiten bei den Griechen, mit vieler Sanftmuth und Freundlichkeit begegnet, und nach einer gewissen Zeit erhalten sie die Freiheit.

Es giebt ihrer sogar, die sie, wenn sie noch ganz jung sind, adoptiren, und die Töchter ihrer Seele nennen (Psychopaedi, Psychopaeda).

Die Mägde oder Sklavinnen, arbeiten wie vormals mit ihren Frauen an Stickereien, und besorgen das innere Hauswesen.

Bisweilen ist auch eine Sklavinn nicht allein die Vertraute, wie die Amme, sondern sie wird sogar bei gewissen Gelegenheiten zu Rathe gezogen, wo sie ihre Meinung sagt.

Die Mägde bleiben nicht zu Hause, wenn die Frau ausgeht; sie müssen ihr folgen, wie es ehedem Brauch unter den Griechen war.

Das Gefolge von Sklavinnen und Mägden, die auf den Straßen eine griechische Frau begleiten, ist für dieses Land eben das, was eine schöne Equipage bei uns ist, nur mit dem Unterschiede, daß eine ehrbare Frau unter den Griechen nicht ausgehen kann, ohne wenigstens eine Magd bei sich zu haben; die von einem höhern Range, die ihren Reichthum oder ihre Eitelkeit zeigen will, läßt sich von mehrern Sklavinnen begleiten.

Schon vorher ward erwähnt, daß die jungen Mädchen nicht eher in die Kirche gingen, als bis sie verheirathet waren. Diese letzte Gewohnheit, so alt sie ist, wird nicht mit gleicher Strenge beobachtet: inzwischen sind sie doch nicht weniger eingeschränkt, als sie es vormals waren. Sie werden es niemals wagen, sich in der Gesellschaft von Mannspersonen zu zeigen, wofern nicht Vater oder Mutter dabei zugegen sind, und es für genehm halten.

Die jungen Griechinnen vertreiben sich unter einander die Zeit mit Spielen, von denen ich in der Folge reden werde. Sie bringen ihre Zeit damit zu, daß sie nebst ihren Sklavinnen sticken, oder die Vorübergehenden durch die Jalousien ihrer Fenster sehen. Diese verschaffen ihnen den Vortheil, daß sie sehen können, ohne gesehen zu werden.

Die griechischen Damen geben auch ihren Töchtern, Sklavinnen und den Personen, die geringer sind als sie, ihre Hand zu küssen.

Nach dem Handkusse, war im Orient das größte Zeichen der Ehrerbietung, wenn man sich Personen von einem höhern Range näherte, ihren Rock zu küssen, oder zu berühren, und dann die Hand zum Munde zu führen. Die Türken grüßen ihre Gönner nicht anders, und es ist ein Zeichen, daß sie Jemanden in ihren Schutz nehmen, wenn sie ihm erlauben, den Zipfel ihres Rocks zu küssen. Ein rührender Zug hievon ist folgender:

Nachdem der verstorbene Marquis von Villeneuve den Friedenstraktat von Belgrad zwischen dem Kaiser und dem Sultan Mahmud 1739 geschlossen hatte, ging er zur Audienz des Großveziers, der in das Arsenal gekommen war. Zwei französische Sklaven, da sie den Botschafter gewahr wurden, entrannen und warfen sich bittend zu seinen Füßen, daß er sie loskaufen möchte. Ihr Herr näherte sich, und als M. de Villeneuve ihn fragen ließ, wie viel er für die Befreiung dieser beiden Sklaven verlangte? sagte der Türke: Sie sind frei, und sind nicht mehr mein, seit sie das Glück gehabt haben, den Rock des französischen Botschafters zu küssen. M. de Villeneuve, gerührt von dieser erhabenen Empfindung, die alle Zuschauer in Bewegung setzte, zog eine sehr schöne Uhr heraus,

die er selbst trug, und machte damit dem edlen Muselmanne ein Geschenk.

Die jungen Mädchen in Griechenland haben unter einander ein Spiel, welches darin besteht, daß sie sich auf die Augen küssen und dabei einander an die Ohren greifen. Dieser zärtliche und liebreiche Kuß ist sehr alt.

VI. Die Kunst, sich zu schmücken und zu gefallen, ist zu allen Zeiten und an allen Orten beinahe dieselbe. Obgleich hier die Weiber nicht, wie die unsrigen in den Gesellschaften und auf den Schauplätzen glänzen, so suchen sie nichts destoweniger die Verzierungen und Edelgesteine, die die natürliche Schönheit mehr zu erheben scheinen.

Die Mädchen hatten vor Alters, wie jetzt, die Haare gebunden, und trugen sie weit länger, als die Mannspersonen.

Der Hauptschmuck der griechischen Damen, zumal wenn er niedrig ist, wird gemeiniglich von einer Reigerfeder erhoben: aber sie ermangeln auch nicht, auf ihre Stirne noch eine kleine schwarze oder bunte Feder zu pflanzen, die in eine schmale Locke gerundet und frisirt ist. Sollten diese Federn nicht einige Beziehung auf die alte Gewohnheit haben, von der Winkelmann in seiner schönen Sammlung alter Denkmäler redet? *) Die Musen stritten auf der Insel

*) Monumenti antichi, pl. 46.

Kreta über den Gesang mit den Sirenen; die sie zu einem Wettstreite darinnen herausforderten, und wobei sie verloren. Die Musen, ihre Verwegenheit zu bestrafen, schnitten ihnen die Flügel ab, und steckten zum Zeichen des Sieges eine ihrer Federn auf ihren Kopfpuß. Sollten die griechischen Weiber also wohl gar diesen Schmuck von den Musen haben? Wenigstens mögen sie gern dieselben vorstellen, wenn sie um den Preis des Gesanges unter einander streiten, oder Wechselgesänge singen, eine Art eines belustigenden Wettstreites, wo es darauf ankommt, wer zuletzt singt und es den andern zuvorthut.

Uebrigens haben sie verschiedene Arten von Kopfpuß, wovon einer mehr als der andre gezieret ist, und den sie auf mancherlei Weise abändern. Bisweilen fallen ihre Haare in Locken auf die Schultern; oft sind sie um den Kopf gerollet, oder mit einigen Blumen nachläßig befestiget: und hieran erkennet man die Art der lacedämonischen Damen.

Man kann noch beim Athenäus das Verzeichniß des Weiberanzugs sowohl, als die Mittel lernen, wodurch sie den Mängeln des Wuchses und des Körpers abzuhelfen suchten. Es ist wahr, er schreibt alle diese Erfindungen der Buhlerei und der Künstelei bloß denen zu, die ein lüderliches Handwerk trieben: aber die heutigen griechischen Weiber, die sich gerade eben dieser Mittel zu gefallen bedienen, brauchen sie nicht

erst in Büchern aufzusuchen, die Ueberlieferung und die bloße Gewohnheit haben sie dieses alles gelehrt.

Die Kleider der jungen Mädchen pressen ihnen den Körper auf das Genaueste zusammen, damit ihr Wuchs schlank und leicht werde: auch beschweret sie dieser Zwang oft, und sie dürfen sehr wenig essen.

Die türkischen Weiber, die in den Serrails oder Harems einzig zu den Vergnügungen der Sinne bestimmt, oder besser zu sagen, durch ein ungerechtes Gesetz verdammt sind, haben durchsichtige leichte Kleider, wie man sie auf den antiken Gemälden sieht.

Die Mitra *), welche die Weiber vormals trugen, hatte Bänderchen, die über die Backen weg und unter das Kinn gingen. Die Griechen haben noch heut zu Tage diese Zierath, die in Gold mit Fränzchen eingefaßt ist. Man nennt sie Κουκουλίκα oder auch Καμουλίκα und es kündiget gemeiniglich eine Unpäßlichkeit an.

Die Binde, wenn sie um den Kopf herumgeschlagen ist, bedeckt und stützt bisweilen die Brust.

Die griechischen Damen haben sich stets gerne mit Edelgesteinen bedeckt. Ihre Gürtelschnallen, ihre Hals- und Armbänder sind reichlich damit besetzt, und ob sie sich gleich gern das Haupt mit den schönsten Frühlingsblumen umkränzen, so glänzen doch

---

*) Eine Art feiner Kopfbinde.

die Diamanten neben dem Jasmin und den Rosen. Sie schmücken sich oft ohne aus dem Hause zu gehen, ohne den Vorsatz zu haben gesehen zu werden, und bloß für sich allein. Man opfert alle diese Zierathen bloß einer tiefen und unvermeidlichen Trauer, oder sonst einer sehr lebhaften Ursache des Schmerzens auf.

In Abwesenheit ihrer Männer schmücken sich die griechischen Weiber fast niemals.

Wann heut zu Tage die griechischen Weiber ein wenig weit gehen, und in der Straße nicht ihren Schmuck auskramen wollen, so lassen sie ihn mit sich tragen, um sich vorher damit zu schmücken, ehe sie in das Haus kommen, wo sie ihren Besuch abstatten; und sie nehmen ihn eben so wieder ab, wenn sie von demselben zurücke kommen. Auch dieses ist ein sehr alter Gebrauch *).

Der Fächer, der den griechischen Damen zu einem Sonnenschirme dienet, ist sehr groß, rund, und von Pfauenfedern zusammengesetzt, mit einem elfenbeinernen Griffe. So kannten ihn auch die Alten. In der Mitte ist ein kleiner Spiegel. Die Damen tragen ihn auf dem Lande, und wenn sie von der Hitze abgemattet, sich auf einen Sopha setzen: so nimmt dann ein Sklav den Fächer und wedelt seiner Gebieterin frische Luft zu.

---

*) S. Terenz Eun. Act. 4. Sc. 1.

VII. Der Gebrauch des Schleiers ist sehr alt, indem man ihn zu den entferntesten Zeiten eingeführt findet. Der Schleier, der die Schaam anzuzeigen scheint, und die unschuldige Röthe der furchtsamen Jugend bedecket, war jederzeit die Zierde der Schönheit und der Grazien. Man darf den griechischen Weibern den Vorwurf nicht machen, daß sie ihn nicht treulich sollten beibehalten haben. Er machet noch, wie sonst, einen wesentlichen Theil ihrer Kleidung aus, und durch ihn werden die Stände unterschieden. Der Schleier der Frau und der Magd, der Freiin und der Sklavin gehen von einander ab. Es ist eine Kunst, ihn gehörig zu legen, und sich auf eine wohlanständige und angenehme Art zu schleiern. Dieser Schleier bedeckt den Kopf und einen Theil des Leibes mithin ist er sehr lang, und ohne Zweifel heißt er um dieser Länge willen bei den neuern Griechen Macramà, von dem Worte μακρος.

Indessen bedeckt der griechische Schleier nicht das Gesicht, so wie der türkischen Weiber ihrer: deswegen nehmen auch die heutigen Griechinnen diesen letztern, um sich desto sorgfältiger zu verbergen, und sich nicht gewissen Beleidigungen auszusetzen, wenn sie weit weg in die Quartiere der Türken gehen.

Als die Türken nach Griechenland kamen, sagt Montesqvieu, so waren sie, da sie das häßlichste Volk waren, über die Schönheit der griechischen Weiber so entzückt, daß sie keine andere haben wollten. Sie

entführten sie daher von allen Seiten, und dies war die Ursache, daß die Griechen sie desto sorgfältiger versteckten.

Der Schleier der griechischen Damen ist von Nesseltuch, an dem Rande mit Gold durchwirkt: der Mägde oder anderer gemeiner Weiber ihrer ist einförmig und ohne Gold. Dieser Schleier ist allezeit weiß, so wie Homer und die alten Denkmäler die Schleier der Helena und Hermione vorstellen.

Die neuern Griechen tragen auch am Halse eine Art von Binde, aus der sie sich einen Schleier machen, den Kopf zu bedecken, wenn sie ihn vor Wind und Regen schützen wollen, so wie eine Kapusche, welche sehr groß und weit ist, wenn sie auf Reisen sich befinden.

Die Weiber tragen dieselbe Binde, die aber weit feiner als der Männer ihre ist, und schlagen sie im schlimmen Wetter über den Schleier.

Wenn sie in ein Haus oder sonst an einen Ort zu Besuche gehen, und sie nehmen ihre Schleier ab, so ist es ein Zeichen, daß sie daselbst einige Zeit bleiben werden.

Der Schleier der Sklavinnen oder Mägde ist gemeiniglich der längste, so wie er es bei den alten gefangenen Weibspersonen war. Der Schleier der Damen, der zwar kleiner ist, bedeckt ihnen doch den ganzen Rücken.

Der Gürtel war vor Alters, wie noch heut zu

Tage, ein wesentlicher Theil der morgenländischen Kleidung.

Die Griechen trugen den Gürtel, wie die übrigen orientalischen Völker; der Weiber ihrer, der ausgesuchter und reicher war, macht einen ihres vorzüglichsten Schmucks aus: sie haben noch einen, der uns an denjenigen erinnert, den vormals die jungen Mädchen bei ihrer Verheirathung zum Opfer brachten. Er war das Zeichen der Jungfrauschaft, und wann die Feierlichkeit des Hymen vorbei war, hing man ihn im Tempel der Diana auf, von wannen sie der neue Ehemann, dem sie gehörte, weggeführt hatte.

Der gestickte Gürtel der griechischen Weiber, die ihn oft mit einer Schnalle von Smaragden und Diamanten besetzt, befestigen, gleichet dem der Venus ihrem, den Homer so glänzend schildert, und der ebenfalls gestickt und besetzt war.

Nichts ist in Griechenland unter den jungen Mädchen älter, als der Gebrauch, bei ihrer Verheirathung ihren Gürtel jemand zu widmen.

Die Griechen bedienen sich, sowohl als die Türken, ihres Gürtels, um ihre Börse anzubinden, oder das Gold hineinzuthun, das sie in Empfang nehmen, oder bei sich tragen wollen. Dieser Gebrauch ist so alt, daß man von einem Manne, der nichts mehr hatte, zu sagen pflegte, er habe seinen Gürtel verloren.

Die schwarzen Augen werden bei den Griechen

allezeit für die schönsten gehalten. Die Weiber färben noch ihre Augenbraunen und die Haare ihrer Wimpern. Um sie zu schwärzen, bedienen sie sich, wie vormals, einer Zubereitung von Antimonium und Galläpfeln.

Die schwarzen Augen sind bei den Griechen so in Ehren, daß die Männer bisweilen noch ihre Beinamen davon hernehmen. Ich kenne viel, die man μαυρομμάται, das ist in der gemeinen Sprache, mit schwarzen Augen nennet.

Die Griechen tragen nicht mehr, wie vormals, goldne Heuschrecken in ihren Haaren, aber ihre Kleidung, wenn ich einige kleine Abänderungen ausnehme, hat sich im Ganzen wenig verändert. Die Stiefelchen, die sie tragen, und hauptsächlich die schwarzen Stiefelchen, waren die gewöhnliche Bekleidung der Füße der alten Griechen und der Weltweisen zu Athen.

Die Sohlen oder Holzschuhe, deren sich die griechischen Weiber bedienen, sind meistens sehr fein; es giebt sogar welche, auf denen man eingelegtes Perlenmutter, und oft eine erhabene Stickerei sieht. Diese Art des Schuhes, die ihren Wuchs noch größer macht, ist unfehlbar der alte Kothurn, den man wohl von den Schnüren (attaches) unterscheiden muß, die man an den Fuß machte, und die man gleichfalls unter diesem Namen begriff.

Ein besonderer Gebrauch herrscht auch bei den Thraciern und Griechen von Negropont, daß sie sich vorne den Kopf scheeren und nur die hintersten Haare wachsen lassen.

Nun wird kaum etwas vergessen seyn, was in der Kleidung der griechischen Weiber interessant und den alten Gebräuchen gemäß ist. Nur das ist noch zu erinnern, daß dieses Volk, so leichtsinnig es auch ist, so sehr man es auch nach jeder Art von Neuigkeit begierig mit Recht schildert, doch niemals, wie wir, von dem Eigensinne und der Unbeständigkeit der Mode, die uns ganz überwältiget, abhängt. Es würden sogar wichtige Ursachen seyn müssen, wenn es etwas in dem Anzuge der Weiber ändern sollte.

VIII. Doch genug von Kleidung und Putz der Damen; wenden wir uns zu dem National-Charakter der neuern Griechen. Da sich dieser Charakter am meisten in der Gesellschaft entwickelt, so muß man in dieser lauschen, um das lebhafte Feuer zu erkennen, das noch nicht erloschen ist, und in den Werken der Alten glänzet. Diese brennende Einbildungskraft, welche schafft, die Gegenstände belebt, die alles stark ausdrücket, die die Götter der heidnischen Mythologie, dieses Gewebe glänzender Lügen, vervielfältiget hat, haben die neuern Griechen mit alle dem, was sie von ihren alten Irrthümern haben beibehalten können, auch beibehalten. Lebhaftigkeit, scherzhafte Einfälle, Ueberfluß, Nachdruck, Wärme, Leichtigkeit des Aus-

drucks, Hartnäckigkeit im Disputiren, Gemüther zu Empörung geneigt, unruhig, eben so geschwind, sich zu entflammen, als zu verlöschen.

Wenn man sie zusammen schwatzen sieht, so sollte man an ihren Mienen, an ihren Bewegungen, an dem lebhaften Tone, womit sie sprechen, glauben, daß ein hitziger Streit unter ihnen wäre. Nichts weniger, es ist die natürliche Lebhaftigkeit, die eine bloße Erzählung befeuert, sie antreibt, zu unterbrechen, und welche sie beredt und zu gegenwärtigen Schauspielern derjenigen Handlung machet, die sie erzählen. Die jungen Mädchen hauptsächlich übertreiben alles, was sie gesehen haben: die Tropen, die Bilder, die Vergleichungen, die Figuren sind ihnen gemein, und die Schwüre müssen allezeit dasjenige bestätigen, was sie vorgeben. Man gebe einmal auf jenes Mädchen außer Odem Achtung, das in die Stube ihrer Mutter tritt.

„Meine Mutter, siehe das Meer an, siehe diesen Sturm! O Gott, stehe uns bei! Man sagt, daß das große Schiff des Zaphiris *) untergegangen: er ist vom Meere verschlungen: ich glaube, ihn selbst von unserer Kiosk (Altane) gesehen zu haben. Ja, dieses große Schiff mit seinem großen Segel, ich beschwöre es bei meinen Augen, ist von dem Meere verschlungen worden, und die arme Paramana **) war mit ihren

*) Ein griechischer Schiffer.

**) Amme.

beiden Kindern darauf, die sie von der Insel Chalki zurücke führete. Wann sie das brüllende Meer, das sich aufthat, sie zu verschlingen, gesehen hat, so wird sie ihre beide Kinder umarmet haben: Meine liebsten Kinder, wir kommen um, und ich bin die Unglückliche, die euch hinabstürzet; denn ich habe es gewagt, euch auf das Meer zu führen, indem ich diesen schrecklichen Sturm nicht vorher sah. Unglückliche Mutter! Verwegner Zaphiris, der keine Gefahr kennet und fürchtet! gottloser Mann! du bist Schuld daran, und du wirst mit uns umkommen!"

„Meine Tochter, was kündigest du mir an? Sie kömmt zurücke — — Meine Mutter, meine Mutter! Paramana — — komm geschwinde, komm und siehe, die Paramana kömmt: das Wasser des Meeres fließt von ihren Kleidern, sie hat davon getrunken, sie hat geglaubt, sterben zu müssen. Welche Freude! ich bin außer mir: ich habe Gott so sehr, so von ganzem Herzen gebeten, daß er sie gerettet hat."

Eine andere kömmt ins Dorf, wo man sich in der schönen Jahreszeit versammelt hat.

„Wie, Lucia, du schläfst, und man tanzet auf der Wiese? Wir haben Musik: Stamati spielet auf der Leyer, Zeo führet den Reihen, und alle Mütter sitzen unter der großen Pappel, und sind entzückt sie zu sehen. Komm doch, damit die stolze Zeo nicht sage: Ich habe die Ehre des Tanzes, ich allein habe den Reihen geführet, ich alleine habe den Beifall einge-

ärndtet, ich nur habe an der Spitze meiner Gespielinnen geglänzet. Sie würde es sagen, ich schwöre bei deinen Augen, ohne daß sie hinzusetzen würde, „weil Lucia nicht zugegen war." Geschwinde, eile, ich will dir den rosenfarbenen Rock anziehen helfen, der dir so gut steht, und diesen Strauß von Lilas auf dein Haupt stecken. Wir wollen die Schritte verdoppeln. Ich höre die Leyer: ach! laufe zu, Lucia, laufe zu, damit Zoe, der der Tanz das Roth und den Glanz der schönsten Farben gegeben, wann sie dich sieht, erbleiche und vor Verdruß verwelke."

Was soll ich bei dieser Gelegenheit, von der Sprache der Liebhaber bei unsern Griechen sagen? Man wird nirgends einen so übertriebenen Unsinn und eine solche Wuth von Liebe, wie bei ihnen, antreffen. Keine Sprache kann so viele bedeutungsvolle Namen aufweisen, als hier die Liebhaber an ihre Gebieterinnen verschwenden. Man sieht verliebte Griechen, hauptsächlich unter dem Volke, die Nächte unter den Fenstern ihrer Geliebten zubringen, die zärtlichsten Gesänge mit der Leyer begleiten, und in gewissen Anfällen von Wuth, sich die Arme verwunden, damit sie hernach die Narben, als so viel ruhmwürdige Zeichen ihrer Liebe, aufweisen können. An diesen Zügen wird man diese Menschen erkennen, die vormals den Sprung von dem Gebirge Leukate thaten, und sich ins Meer stürzten, um sich von ihrer Leidenschaft zu heilen. Man wird die Nation daran erkennen, die der Natur

näher als wir, (denn durch die feinern Sitten entfernt man sich von ihr), den Mälern und Dichtern die schönsten Muster zu ihren Gemälden dargestellt. Man wird noch daselbst, zwar nicht wüthende Bacchantinnen mit zerstreuten Haaren, den Thyrsus in der Hand, durch ihr Geheul die Ungeheuer des Waldes in Schrecken setzen, noch Pythien auf dem Dreifuße sehen, von dem Gotte getrieben, der sie begeistert; aber trostlose Mütter und Wittwen, die ihre Brust zerschlagen, ihre zerstreueten Haare ausraufen, und mit ihrem Geschreie ein weites Feld, das sie zum Schauplatze ihres Schmerzens machen, erfüllen. Man wird daselbst Kinder die Knie ihrer Eltern umfassen, mit Ehrfurcht die väterliche Hand küssen, und um den Seegen sie anflehen sehen, den wir weiter nicht, als aus der Geschichte der Patriarchen kennen. Wie kalt sind wir in Vergleichung mit ihnen, bloß weil wir zu ausgebildet und durch alle mögliche Künste verunstaltet sind! Die rührende Einfalt der alten Gebräuche hat für uns bloß das Ansehen der guten ehrlichen Dummheit, die uns geschmacklos scheint und uns mißfällt; aber die Liebe des Wahren und der Natur zieht noch unsere Blicke auf sich, und hält sie mit Vergnügen auf den Gemälden, die man uns davon machet, gefesselt. — —

Ein griechischer Edelmann ist ganz gewiß das stolzeste und mit sich selbst zufriedenste Wesen, das ich nur kenne. Die Griechen nennen gemeiniglich Kö-

nige und Königinnen diejenigen Männer, die durch ihre Geburt und ihre Reichthümer, und die Weiber, die durch ihre Schönheit, den ersten Rang einnehmen. Die alten Könige von Griechenland waren so zahlreich, so klein und so eitel, daß unter der Regierung der Kaiser, die griechischen Herren sich unter einander den Titel der Könige geben konnten, der ihnen allein übrig geblieben war.

Die eiteln und ehrgeizigen Griechen geben gemeiniglich denjenigen, die sich bei ihnen durch ihren Rang oder durch ihren Reichthum unterscheiden, den Titel Archontas, und Archontissa, das ist, Prinz und Prinzessin. Die Archonten in Athen verwalteten die Regierung: man wählte jährlich ihrer neune, und der Zweite führte den Namen des Königes. Nachmals würde den Vornehmsten an den Höfen der Kaiser der Name eines Archonten gegeben. Daher ist der Titel Archontas bei denjenigen neuern Griechen geblieben, die vor andern sich wegen ihrer Geburt oder wegen ihrer Reichthümer eines merklichen Vorzugs anmaßen, oder darauf Anspruch machen.

Die Griechen liebten allezeit Feste: die größten Feierlichkeiten ihrer Religion sind für sie öffentliche Lustbarkeiten, glänzende Feste, die sie mit eben so viel Freude als Aufwand begehen. Aber sie laufen mit noch mehr Begierde nach den besondern Uebungen der Andacht, die sie aufs Land ziehen. Das Volk überschwemmt das weite Feld, wo man sich versam-

mel:: die Spiele, die Feste, die Tänze sind dabei, und die Weiber zeigen sich hier mit mehr Freiheit. Die jungen Leute, immer verliebt, oder bereit es zu werden, gehen dahin, nicht sowohl, um Theil an den Opfern zu nehmen, die man den Göttern bringt, als vielmehr, die jungen Schönheiten, die sich daselbst einfinden, neugierig zu besehen, und wieder gesehen zu werden. Ohne Zweifel darf man nicht nach Griechenland gehen, um dasjenige aufzusuchen, was wir alle Tage bei uns sehen.

Zur Zeit des heil. Chrysostomus hatten die alten Griechen aus Pracht Tafeln, die mit Silber eingefaßt und sehr schwer waren, und welche die Gestalt eines großen Sigma C hatten. Dieß ist auch noch heut zu Tage die Gestalt der Tische bei den neuern Griechen, ausgenommen, daß kein Silber dran ist, und umher viereckigte Sitze sind.

Die Gewohnheit, liegend auf Betten, und oft in einem sehr unanständigen Nachtkleide zu speisen, kommt von der Gewohnheit, sich zu Tische zu setzen, wann man aus dem Bade kommt, weil man sich in der That gerne nach einem warmen Bade niederlegt; und in der freien Lage, die man auf dem Sopha nehmen kann, ißt sichs weit bequemer. Die Alten, wann sie gegessen, und hauptsächlich wann sie gut getrunken hatten, (denn sie waren nicht die nüchternsten,) hatten bloß ein viereckigtes Kissen, worauf sie ihr Haupt legten und sich ausstreckten, um zu schlafen.

Die Alten glaubten, daß die Blumen, die sie im Busen und auf ihrem Haupte trügen, die Trunkenheit hinderten. Sie warfen deswegen nicht nur welche auf das Bette und den Tisch, sondern auch in das Zimmer, wo man aß. Sie besprengten auch dasselbe mit wohlriechenden Wassern. Heut zu Tage brennen die Griechen und die Türken Aloe, welches der kostbarste und angenehmste Geruch ist.

Die griechischen Weiber legen nicht nur ihre Schuhe ab, wenn sie sich auf ihren Sopha setzen oder hinlegen, oder zusammenbauchen wollen, sondern auch, wann sie die Erhöhung, wo der Sopha stebt, hinauf steigen, welche allezeit mit einem Teppich beleget ist. Man weis, daß die Türken, sowohl wann sie in die Moschee, als wann sie in ihre Zimmer gehen, allezeit ihre Pantoffeln an der Thüre stehen lassen.

Die griechischen Weiber bedienen sich ihrer Schuhe zu Hause gar nicht, weil sie an der Thüre des Zimmers, worinnen sie sich befinden, Schlippen haben, deren sie sich in ihrem Hause, oder wenn sie in den Garten gehen wollen, bedienen. Wollen sie aber ein wenig weiter gehen, so ziehen sie gelbe Stiefelchen an, und ihre Mägde tragen ihnen, in einem Packete unter dem Arme, ihre Schuhe nach.

Die Griechen trinken auch noch heut zu Tage, mit eben so vielem Vergnügen, als Uebermaße, und ihre Gastmahle endigen sich nicht ohne Völlerei. Wenn

die Römer ein wenig zu viel tranken, so nannten sie dieses pergraecari, auf griechische Weise trinken.

Die rechten Trinker forderten, wie heut zu Tage bei ihnen geschieht, einander auf das Trinken heraus.

Sie trinken den Wein unvermischt, sagt ein Reisender, und wenn sie in Gesellschaft trinken, geht der Becher um den Tisch herum, so wie die Gesundheiten, die sie ausbringen.

Die Gewohnheit, bei Tische zu singen, ist auch bei den Griechen sehr alt. Sie tranken jeder nach der Reihe auf die Gesundheit ihrer Geliebten, und oft stießen sie dabei so vielmal an, als Buchstaben in dem Namen derselben waren. Man darf nur in der vierzehnten Idylle des Theokrit die Beschreibung einer ländlichen Mahlzeit auf griechische Art nachlesen, so findet man ein getreues Gemälde dessen, was man noch heut zu Tage sieht.

Bei ihren ländlichen Festen, die sie Erholungen des Geistes nennen, weil Spiele und Tanz damit vermischt sind, wird nach der Zahl der Gäste eine runde Tafel gesetzt, die oft die Gestalt eines Π hat. Die vornehmsten Personen sitzen hinten, und darnach folget der Herr des Festes. Dieser trinkt anfänglich auf die Gesundheit aller Gäste, die ihm nach der Reihe, das Glas in der Hand, dasselbe erwiedern. Gefüllte Lämmer, die man im Ofen brät, und wieder mit ihrer Haut bedeckt, sind die Hauptgerichte dieser Mahlzeit. Man erhitzt sich darauf: man bringt ganze Krüge voll

Wein, man schenkt ohne Maaß ein, und man erlaubt alsdann den Possenreißern herein zu kommen. Die Gesänge, die mit ernsthafter Musik und eben solchen Worten sich angefangen, werden freier und munterer: endlich nimmt man die Leyer, und einige Gäste erheben sich, um zu tanzen. Man fängt von dem μονυχωρος und dem διχωρος an, das ist, durch einen und zween Tänzer, deren lebhafter Tanz unserm Rigodon ähnlich ist, welches griechischen Ursprunges zu seyn scheint, und der Tanz endiget sich mit einem Kreistanze, von dem nachher die Rede seyn wird.

Der Honig, den die Griechen allezeit sorgfältig auf dem Berge Hymettus sammeln, und vormals für eine heilige Nahrung hielten, ist noch für sie, so wie er vom Stocke kommt, ein äußerst angenehmes und sehr geachtetes Gerichte.

Sie lieben auch sehr die Oliven, welche Griechenland und die Gegend von Athen im Ueberflusse liefern. Sie nennen diese Oliven, die, den Appetit zu erwecken, zubereitet sind, wie die Alten, Colymbades. Sie lieben noch die Kuchen, die die Weiber nach altem Gebrauche backen. Sie wissen aus dem Lesen des Homer, daß sie vor Alters das Mehl einmachen, und die Kuchen backen mußten. Das ist auch noch heut zu Tage eben dasselbe: man bäckt diese Kuchen den heiligen Abend vor Ostern und andern großen Festen, und die Griechen beschenken damit einer den andern.

Der alte Gebrauch, geröstet oder gebranntes Korn zu essen, ein Gebrauch, der nothwendig vor der Kunst, es zu zermalmen oder zu mahlen, vorhergegangen, und von dem Myletus, einem Sohne des Lelex, ersten Königs von Lakonien, erfunden worden, ist noch vorhanden. Das starke türkische Korn und die Erbsen, die man kochen läßt, sind in Griechenland sehr gewöhnliche Gerichte.

Man findet bei den griechischen Mahlzeiten nicht allein die alten Ausschweifungen und die alte Einfalt, sondern auch die Blumenkränze, die ein so gutes Bild von der Freude der Gäste machen. Die Blumen schmücken auch die Häupter der Verliebten, und sie hängen noch welche an die Thüren ihrer Gebieterinnen.

Es wurde schon erwähnt, daß die Weiber hauptsächlich die jungen Mädchen in ihren Hauptschmuck natürliche Blumen einflochten, mit denen sie sich bekränzen; die jungen Leute, die galant seyn wollen, thun eben dasselbe.

Wenn man den ersten Mai alle Thüren der Griechen mit Blumen bekränzt sehen sollte, so würde man sich gewiß an die Stellen in den griechischen und lateinischen Dichter erinnern.

Zu Ende der griechischen feierlichen Gastmale muß allzeit eine Libation geschehen. Man endigt sie niemals, ohne, wie vor Alters, Wein zu gießen, indem man zugleich gute Wünsche für den Wirth und für

die Gäste thut, so wie es auch bei Begräbnißceremonien oder Leichenmahlzeiten zu geschehen pflegt.

Obgleich Morin, Mitglied der Akademie der Aufschriften, eine ziemlich getreue Vorstellung von dem wahren Zustande der Musik bei den neuern Griechen gegeben, so irret er sich doch, wenn er hinzusetzt, daß seit vielen Jahrhunderten die Gesänge nicht mehr in Griechenland geachtet werden: denn es hat noch seine Anakreons und seine Musen. Unter der Regierung Amuraths IV., rührte ein Grieche, der ein guter Tonkünstler und zum Tode verurtheilet war, durch seine Töne den Sultan, der es befohlen hatte, so sehr, daß er auf der Stelle Gnade erhielt.

Ein Cyprier, der nach dem schwarzen Meere ging, und auf dem Hintertheile seines Schiffes, wo er saß, auf der Lyra spielte, als er unter den Fenstern des Pallasts des berühmten Vezier, Ibrahim Pascha, welcher in dem Aufruhr von Patrona umkam, wegfuhr, zog die Aufmerksamkeit der Sultanin, Gemahlin des Veziers, so sehr auf sich, daß sie ihn rufen und vor sich spielen ließ.

Die Lyra der Griechen gleicht jener des Orpheus nach der Beschreibung des Virgil: bald riß er sie mit seinen Fingern, bald mit einem Kiele.

Die Lyra war immer das Lieblingsinstrument der Griechen.

Die Zyther und die Lyra gehört noch jetzt zu den gewöhnlichsten Hauptinstrumenten bei den Griechen.

Der Schäfer spielt ohne Unterschied auf der Sackpfeife, der Flöte oder der Lyra. Die Griechen singen zu gleicher Zeit und wiederholen bisweilen Singeweisen, die die Italiäner sie gelehret, und die sie nach ihrem Geschmacke gefunden haben.

Die Religion dieses Volks ist, wie die ganze Nation, mit dicken Finsternissen der Unwissenheit bedeckt, und durch einen Haufen abergläubischer Dinge verstellt; sie hat blos die Ceremonien, Zierathen und Feierlichkeiten, als so viele Zeichen, an denen man sie erkennen sollte, beibehalten.

Wie hat sich das reine Gold in ein schlechtes Blei verwandeln können?

Die Religion eines Volks in den Händen solcher Priester, die kaum lesen können, muß ein bloß äußerlicher und ungestalter Gottesdienst seyn, ein dunkles und schwaches Licht, das man kaum anstatt der Fackel erkennet, von welcher sonst Griechenland erleuchtet wurde, und die die tollen Irrthümer, oder die Finsternisse des Heidenthums zerstreute.

Die Unwissenheit der Geistlichkeit unterhält nothwendig eine nicht geringere bei der Nation. Die Pracht der Feste und die Ceremonien sind dem Volke genug, und dieses zu Sklaven gemachte Volk, dem die Türken ihre Kirchen, ihre Altäre und Klöster gelassen haben, verlangt und sieht nichts weiter. Diese Nation, die Mutter der Vielgötterei, da sie ihren Geist nicht geändert, mußte nothwendig die Gegen-

stände der Andacht der neuen Christen vervielfältigen, als sie das Glück hatte, den wahren Gott zu erkennen. Da es vor Alters den Meinungen und Irrthümern der Philosophen überlassen war, fand es in dem Evangelium und in der christlichen Sittenlehre das, was die Philosophie, die die Gemüther verstörte, vergebens suchte. Aber die menschliche Neugier, wenig mit dem Lichte des Glaubens zufrieden, welches die Vernunft und der Stolz sich will unterwürfig gemacht wissen, suchte zwischen dem Christenthume und der alten Lehre von zwei Principien, oder von den guten und bösen Genien, einen Vergleich zu stiften: und diesem Irrthume sind die Griechen allezeit ergeben gewesen. Bald darauf erhob sich eine Menge Ketzereien und Sekten im Schooße des griechischen Christenthums, das nicht aufhörte, wie das fabelhafte Griechenland, die Wiege des Irrthums und der Lügen zu seyn. Die Geschichte der Kaiser, die, seit dem Konstantin, oft sowohl mit theologischen Streitigkeiten, als mit politischen Angelegenheiten des Reichs beschäftiget gewesen, ist eigentlich nichts als eine Geschichte der Unruhen und bürgerlichen Kriege der Religion, bis auf die Trennung der griechischen und lateinischen Kirche, die der Patriarch Michael Cerularius, unter dem Papst Leo IX. veranlasset. Endlich schwieg die griechische Geistlichkeit, genährt in kirchlichen Kriegen und ewigen Streitigkeiten, vor dem letzten Eroberer Griechenlands. Mahomed II., zufrieden, daß er einen

Patriarchen ernennen und die Rechte der Oberherrschaft ausüben konnte, ließ einem unterdrückten und gedemüthigten Volke, aus Gnaden, den Gottesdienst ihrer Väter, und legte den Streitigkeiten, die der militärische Fanatismus der Muselmänner nicht gestattete, Stillschweigen auf: denn Mahomed, ein unumschränkter Despot, der Eingebung vorgab, da er seine Religion bloß durch das Schrecken seiner Waffen eingeführet hatte, befahl zu glauben, und wollte keine andern Beweisgründe.

Wie konnten aber die griechischen Mönche und Priester, die allezeit unter solchen Beherrschern zittern mußten, und keine Gelegenheit mehr hatten, sich in Streitigkeiten zu üben, oder sich zu unterrichten, um die alten und neuen Irrthümer zu bestreiten, wie konnten sie, sage ich, es in der Theologie und den Wissenschaften weit bringen?

Schon aus dem wenigen, was bisher gesagt wurde, läßt sich schließen, daß die neuern Griechen, da sie wenig von der Religion unterrichtet sind, zu derjenigen, die sie bekennen, alle die alten Sagen und Ausübungen hinzugethan haben, die Leichtgläubigkeit und Gewohnheit erzeugten. Mit einem Worte, dieß Volk muß nach dem Verhältnisse seiner Unwissenheit auch leichtgläubig seyn: daher ist es dasselbe im höchsten Grade, in Absicht der Wunder, der Vorbedeutungen, der Ahnungen, der Träume, eben so wie es noch den Fasten und andern Uebungen, die es von

seinen Vätern erhalten, getreu bleibt. Die Frömmigkeit der Reisenden befriediget sich bloß mit dem Anblicke der christlichen Kirche, die auf den Ruinen der alten Tempel erbauet sind: aber, wie schön ist es, Jesum an eben den Orten verehret zu sehen, wo vormals, zu Ephesus und Chios, die Bildsäulen der Diane und der Hekate stunden.

Die griechische Religion ist von den Russen angenommen worden. Diese erhielten zu Ende des 10ten Jahrhunderts einen Metropoliten, der ihnen von dem Patriarchen zu Konstantinopel zugeschicket wurde, sie zu taufen und zu unterrichten. Der Patriarch von Rußland ward diesem hernach untergeordnet; aber im Jahre 1667 rissen sie sich von dieser Art Abhängigkeit los, ohne doch Neuerungen in der Lehre zu machen. Mithin bekennen sich die Russen zu eben der Religion, wie die Griechen; und die Priester oder Papas bei beiden Nationen tragen sich auch auf einerlei Weise; aber dies ist auch alles, was sie mit einander gemein haben.

Strenge und öftere Fasten, die Gewohnheit, allgemeine Gebete anzustellen, und sich vor Sonnen Aufgang in der Kirche zu versammeln; die Furcht vor dem Banne, und nicht mehr zu der Gemeinschaft der Gläubigen zugelassen zu werden; endlich die große Ehrfurcht für die Patriarchen und Bischöfe, diese Gebräuche haben sie eben so, wie die Griechen, von den ersten Christen beibehalten.

Vorzüglich muß man ihre heiligen Feste, die sie auf dem Lande feiern, betrachten. Sie werden jedem sowohl die Bacchanalien, als die Andachtsübungen der Alten für eine heilige Quelle, und für einen alten Hayn, als Gegenstände der Ehrfurcht und des Gottesdienstes, ins Gedächtniß bringen.

Die Griechen haben noch in ihren Gebirgen, Höhlen und Wäldern Wasser, durch die Andacht geheiliget, die sie ἁγιασματα nennen, aquae sanctificatae vel expiatoriae.

Sie gehn haufenweise in gewissen Tagen des Jahres dahin, und trinken von diesem Wasser: dieß ist ein öffentliches Fest. Sie hängen darnach bei diesem Wasser oder der Quelle Stücken Leinewand oder Zeug auf, zum Zeichen der Genesungen, deren sie theilhaftig geworden. Eben dieß thun sie in Ansehung der Heiligen, die sie bei ihren Krankheiten um Hülfe anflehen: sie hängen an das Gemälde des Heiligen ein Stück Zeug oder eine andere Gabe.

Dieser Gebrauch ist also sehr alt, sowohl als die Gelübdengemälde, die auch wir selbst beibehalten haben.

Alle Reisende, die nach Konstantinopel gekommen, müssen bei den Sieben Thürmen ein Wasser gesehen haben, in welchem die Griechen goldne Fische zeigen und dabei Wunder schreien.

Man kennet die alte Leichtgläubigkeit der Griechen

und aller Heiden für die Vorbedeutungen. Die betrügerischen Orakel waren ihnen nicht genug. Sie nahmen noch ihre Zuflucht zu Ziehungen von Loosen, Wahrsagungen, zufällig vorgebrachten Worten, denen sie einen völligen Glauben beimaßen.

Die Griechen haben auch ihre glücklichen und unglücklichen Tage. Der 40ste Tag ist für die Weiber, die in Wochen liegen, ein heiliger Tag, und sie würden es nicht wagen, vor ihm auszugehen. Vor Alters begingen ihn dergleichen Weiber als ein Fest, welches daher τεσσαρακονον genannt wurde. Vor diesem Tage war es ihnen nicht erlaubt in den Tempel zu gehen, und noch heut zu Tage dürfen sich die Weiber binnen einer gewissen Zeit daselbst nicht sehen lassen.

Man hängt niemals an alten Gewohnheiten, ohne noch weit stärker dem Aberglauben und gemeinen Vorurtheilen ergeben zu seyn; aber das ganze Volk giebt alsdann von dem, was es thut, keine andere Ursache an, als die Gewohnheit, es andre thun zu sehn. Es würde ein zu langes und mithin sehr verdrüßliches Verzeichniß seyn, wenn man alle abergläubische Dinge der Griechen erzählen wollte.

Die Griechen, und hauptsächlich die Weiber, speien noch, wie die Alten, in ihren Busen, um ein Unglück abzuwenden, das sie vorhersehen, das ihnen begegnet ist, oder das man ihnen droht.

Wenn ein Mensch vor Alters, sagt Theophrast, eine Schlange in seinem Hause fand,

so richtete er ihr sogleich einen Altar auf: denn das war ein glückliches Zeichen. Auch diese Gewohnheit findet noch statt.

Der Heil. Chrysostomus erzählt den Aberglauben seiner Zeit, der ebenfalls heut zu Tage herrschet. „Nichts," sagt er, „gleichet dem Aberglauben der Weiber in Ansehung der kleinen Kinder. Sobald sie geboren sind, zünden sie Lampen an, und geben ihnen Namen von Leuten, die lange gelebt haben, um auch ihnen ein langes Leben zu verschaffen: indessen sterben sie doch oft sehr früh. Sie machen an ihre Hände Schellen und Fäden von Scharlachfarbe, um sie vor Unglück zu bewahren. Die Weiber, die Ammen und bisweilen die Mägde tunken ihren Finger in eine Art Schlamm, der sich in den Bädern auf den Boden gesetzt hat: hierauf drücken sie diesen Finger auf die Stirne des Kindes: damit sie, wie sie sprechen, das böse Auge, den Neid, von ihm abkehren." *) Einige schreiben auf die Hand der Kinder die Namen der Flüsse und Bäche; andere bedienen sich der Asche, des Rußes und des Salzes: und alles dies, um das böse Auge, das man noch jetzt fürchtet, abzukehren. Heut zu Tage sind die Schalen von Knoblauch, Talismane und andere Amuletten, die

*) Diese Gewohnheit scheint sich von dem alten Glauben der bösen Genien herzuschreiben.

man den Kindern an den Hals hängt, die gewöhnlichsten Mittel, um dasjenige abzuwenden, was die Griechen immer noch das böse Auge nennen; und die Türken haben eben diesen Aberglauben angenommen.

Eine lebhafte Einbildungskraft, die leicht in Flammen geräth, die, mit Mährchen und pöbelhaften Irrthümern genähret, alles übertreibt, und alles, was sie gebiert, auch zu sehen glaubt, die die Pest, diese beständige Plage Griechenlands, als eine alte schwarzgekleidete Frau zu sehen glaubt, welche des Nachts auf die Häuser, die sie durchläuft, ihr tödtliches Gift aushauchet: eine solche Einbildungskraft muß aller Eindrücke fähig seyn, die sie nur empfängt. „Auch ist, setzt dieser Kirchenvater hinzu, ihre Seele allezeit mit panischen Schrecken erfüllt. Als ich aus meinem Hause ging, sagt der eine, fand ich den oder jenen, und diese Begegnung prophezeiet mir viel Unglück. Mein Spitzbube von Knecht, sagt der andere, gab mir, indem er mir meine Schuhe reichte, zuerst den linken, das Zeichen eines Verlusts oder einer Beschimpfung. Als ich, sagt ein dritter, heute ausging, trat ich mit meinem linken Fuße zuerst aus dem Hause, die Vorbedeutung eines übeln Zufalls."

Die neuern Griechen haben eben die Schwachheiten, eben die Besorgnisse, eben die Leichtgläubigkeit. Wenn man die Menschen studiret und ihnen Schritt vor Schritt folget, so wird man allezeit und überall

finden, daß sie sich vollkommen gleich sind, und auch nur sich selbst gleich seyn können.

Was man von einzelnen Personen sagt, ist auch von ganzen Völkerschaften wahr. Wenn man übrigens die Griechen recht kennen will, so muß man nicht buchstäblich annehmen, was Tournefort und andere Reisende gesagt haben, die sie niemals näher, als auf den Inseln des Archipelagus gesehen haben, wo die Unwissenheit und Armuth, die überhaupt unter diesen Insulanern herrschen, ihnen diese Nation in einem verachtungswürdigen Lichte gezeiget hat. Hätten sie sie sorgfältiger geprüft, so würden sie sich von ihnen eine andere Vorstellung gemacht haben; sie würden, obgleich in geringer Anzahl, gelehrte Bischöffe, wohlunterrichtete Priester, und Leute von Genie und Geschmack gefunden haben. Guys traf bei einem Griechen, Namens Drako, einem reichen und geschickten Manne, eine auserlesene Bibliothek an.

Wenn der Abt Güyon an Ort und Stelle die Sitten und Gewohnheiten der neuern Griechen eben so studiret hätte, wie er die Geschichte Griechenlands aus ihren besten Quellen studiret: so würde er ihnen nicht, nach dem Guilletiere, vorgeworfen haben, daß sie weder Sonnenweiser, noch öffentliche Uhren hätten, weil ihnen die Türken keine zu haben erlauben, ja nicht einmal Taschenuhren. Dieß ist aber höchst falsch, und kaum der Mühe werth, daß man es erinnert. Er würde nicht behauptet haben, daß die Trägheit

und Grobheit daselbst so gut als die Barbarei selbst wären; welches eben so falsch ist: denn bei eben diesen Griechen findet man viel Geschäftigkeit, Feinheit und sehr muntere Köpfe.

X. Wenn irgend etwas die Leichtgläubigkeit einer Nation charakterisirt, so ist es der Glaube, den es den Träumen beimißt, und die Deutungen, die es annimmt.

Die Religion hat die berühmten Orakel Griechenlands zerstöret; aber die Vernunft hat den Glauben an die Träume noch nicht einmal schwächen können.

Man darf sich nicht wundern, wenn die heutigen Griechen, die weit weniger Einsicht als ihre Väter haben, der Kunst, Träume zu deuten, eben so viel Glauben als jene beimessen. Diese Kunst war vor Alters in großem Ansehen.

Denn die Leichtgläubigkeit war fast allgemein, und der Dienst, durch den man vor Alters die Götter verehrte, die den Träumen vorstunden, ist bekannt. Die neuern Griechen haben noch Regeln zur Erklärung der Träume, und sie haben sie ohne Zweifel geerbt. Es sind alte Weiber, die mit dieser Handthierung ihr Brod verdienen. Guys hörte einmal zu, und giebt ein Beispiel einer solchen Auslegung, von der er Zeuge gewesen.

„Mir hat geträumet, sagte eine junge Griechinn, daß sich mir ein Fremder näherte. Er überreichte mir eine Zitternadel und Blumen, zündete eine Fackel

an, und verschwand. — Da haben sie das ganze Geheimniß, sagte die Sibylle, die man befragte, ohne Anstoß: „Die Nadel, die wir an einem Hochzeittage tragen, bedeutet, daß sie werden verheirathet werden; die angezündete Fackel zeigt an, daß der Tag nicht weit entfernet ist; und die Zahl der Blumen, die sie gesehen haben, bedeutet die Anzahl der Kinder, die sie bekommen werden." Uebrigens ist die allgemeine Regel der Träume, allezeit das Gegentheil davon zu nehmen. So bedeuten die traurigsten Träume immer etwas Gutes, und die abergläubischen Griechen bringen den Tag, der auf einen schönen Traum folget, immer traurig zu.

Die Griechen bereiten sich noch jetzt, wie vormals, durch Fasten zu, um glückliche Träume zu haben. Ein Mädchen, die ein großes Anliegen hat, ißt nichts, wenn sie sich niederlegt, als einen sehr gesalzenen Kuchen, und trinkt gar nicht; sie leget hernach drei Knäule schwarz weiß und rothes Garn unter ihr Kopfkissen. Nach diesen Vorbereitungen ist derjenige, den sie im Traume sieht, und der ihr zu trinken bringt, der Mann, den sie heurathen wird. Wann sie aufwacht, nimmt sie den ersten, besten Knaul, der ihr in die Hände fällt. Der schwarze bedeutet einen Wittwer, der weiße einen alten, der rothe einen jungen und reichen Mann, so wie sie ihn wünscht.

Unter Konstanz, einem Fürsten, dessen Leben ein bloßes Gewebe von Grausamkeiten war, die so-

wohl seine Minister, als die Arianischen Bischöfe verübten, kamen die griechischen Träumer übel weg. Es war ein Unglück, welche zu haben, und doch hatte man die Wuth, sie zu erzählen. Die Spione vergifteten diese Träume, und die Träumer wurden am Leben gestraft. Auch, sagt der neue Geschichtschreiber des Occidentalischen Reiches, wurde man so klug, daß man nicht einmal gerne mehr gestund, daß man geschlafen hätte.

XI. Nichts ist interessanter, nichts angenehmer, als die griechischen Tänze. Jedes Land hat die seinigen, und Griechenland ist von dieser Seite her immer getheilt gewesen. Es giebt Nationaltänze, die sehr alt seyn müssen, und ganz gewiß erblich sind. Man braucht keine Tanzmeister, die sie lehren: die Nachahmung ist genug. Es giebt keine Bäuerinn in der Provence, die nicht ihren Rigodon kann; keine Bayonnerinn, die nicht die Panperrücke*) tanzet.

---

*) Die Panperrücke ist ein den Bayonnern ganz eigenthümlicher Tanz, der auf folgende Art nach der Trommel getanzt wird. Man fängt ganz sachte an zu schlagen; nach und nach wird der Klang lebhafter. Die Tänzer und Tänzerinnen, die in gleicher Zahl sind, fassen sich mit Händern. Derjenige, der das beste Gehör hat, ist an der Spitze, und ist der König des Tanzes. Er hält in der Hand ein stets erhobenes Stäbchen, und öffnet den Tanz, der im Kreise herum

Man vergißt die zusammengesetzten Tänze, die gelernt werden müssen und Präcision fordern: die einfachern, lustigern und leichtern Tänze verlieren sich nicht, weil man sie oft wiederholet, und jedes Fest sie zurücke bringt. Die Jugend findet einen Gefallen, sie zu vollziehen; die Alten freuen sich, zuzusehen, und das zarteste Alter, die Kinder, die noch zu schwach sind, die Tänzer nachzuahmen, hüpfen schon mit, indem sie sie sehen.

Oft fassen sich auf dem Lande eine Schaar Griechen, jung und alt, bei den Händen, und mit diesem Tanze verbinden sie eine Art Wechselgesänge, so daß die ältesten den Kindern, die sie durch ihre Lieder auffodern, antworten.

Die Liebe zum Tanze war allezeit in Griechenland eine den jungen Leuten beider Geschlechter gemeine Leidenschaft. Sie überließen sich ihr, so wie heut zu Tage noch von ihnen geschieht, so sehr, daß sie sich oft darüber selbst vergaßen.

---

geht. Von Zeit zu Zeit thun die Manns- und Weibspersonen, die zusammen figuriren, einen Sprung, und sehen dabei einander an. Wenn der Tanz geendiget ist, so erheben der König und diejenige, die er führet, das Band, von dem ein jedes das Ende hält: die übrigen Tänzer nehmen alsdann einander bei dem Arme, kriechen drunter weg, und gehen vier bis acht in der Fronte, allezeit nach dem Klange der Trommel.

Diese Uebung haben unstreitig alle Länder und Zeiten gemein; aber es ist ganz gewiß, daß die Griechen mehr, als alle übrigen Völker in der Welt, getanzet haben. Der Tanz machte unter ihnen einen Theil der Gymnastik. Er war selbst von vielen Aerzten verordnet, gehörte zu den Militärübungen, und wurde von allen Ständen geliebt. Er folgte allen Feierlichkeiten, und beseelte alle Feste; die Dichter selbst recitirten und sangen ihre Verse tanzend ab. Aspasia, die sich nur zeigen durfte, um alles mit ihren Blicken zu beseelen, machet selbst dem alten Sokrates zum Tanze Lust.

Machten sich aber die Männer eine Ehre daraus, in dieser Kunst vortrefflich zu seyn, so mußte es vollends bei den Weibspersonen ein wesentliches Verdienst ausmachen.

Der Tanz war vor Alters bei den Griechen eine figurirte Nachahmung der Handlungen und Sitten. Dieß ist auch die Ursache, warum Lucian verlangt, daß ein Tänzer, der zu gleicher Zeit ein guter Pantomime seyn soll, in der Fabel und Göttergeschichte wohl unterrichtet seyn müsse.

Bei allen Festen sang man Loblieder auf die Gottheit, die der Gegenstand derselbigen war, und die Tänze, die dem Gesange folgten, malten die vornehmsten Züge aus ihrem Leben. Man tanzte den Triumph des Bachus, die Hochzeit des Vulkans, und die Hochzeit der Pales. Die jungen Mädchen thaten sich

besonders an den Festen des Adonis hervor; sie tanzten die Liebe der Diana und des Endymions, das Urtheil des Paris, die Entführung der Europa, die auf den Wellen von der Liebe getragen wurde, u. s. w. Diese Tänze waren eben so viel bewegliche Gemälde, wo die Mienen und Schritte, die Bewegungen der Arme und der Füße, alle Biegungen des Körpers, Situationen und interessante Begebenheiten ausdrückten.

Diejenigen Tänze, die den Ländern, wo diese Feste begangen wurden, eigen waren, und welche berühmte Geschichten abbildeten, haben sich länger erhalten, als die übrigen.

Alle die Tänzer, die man noch heut zu Tage sich bei der Hand fassen, und die Straßen und Felder mit Tanzen umher laufen sieht, stellen noch die alten Tänze vor, die einen Theil des öffentlichen Gottesdienstes ausmachten.

Seit dem Verfalle des griechischen Theaters, sind die Chöre bloße Kreistänze, die die neuern Griechen getreulich beibehalten haben. Sie tanzen also bald im Singen, bald nach dem Klange der Lyra, bald mit freien, bald mit ineinander geschlungenen Händen. Doch nicht mehr um den Altar des Bacchus, noch der übrigen Gottheiten ihrer Väter, sondern um eine alte Eiche her, unter deren Schatten sie bei den feierlichsten Festen, das Haupt mit Blumen bekränzt, die

alten Orgien erneuern, und sich beinahe eben den Ausschweifungen, als die alten Griechen, überlassen.

Man sieht noch jetzt bei ihnen ein genaues Bild der Chöre von griechischen Nymphen, die mit umschlungenen Händen auf den Wiesen oder in den Hainen tanzen; so wie die Dichter die Diana auf den Bergen von Delos oder an den Ufern des Eurotas, mitten unter dem Gefolge ihrer Nymphen vorstellen.

Bei den Eleusiniern war ein Brunnen, Kallichore genannt, um den die Weiber von Eleusis, zur Ehre der Göttin, Tänze und Musikchöre eingeführt hatten.

Guys sah in der Prinzeninsel, wo die Griechen einen gemeinen Brunnen außer dem Dorfe haben, die jungen Mädchen des Abends zum Wasserschöpfen sich versammeln, und um den Brunnen Tänze mit Singen aufführen.

Die alten Griechen hatten ebenfalls, wie die jetzigen, hochzeitliche Tänze.

Die geilen Tänze sind ebenfalls bei Griechen und Türken noch Mode, wie sie es vormals bei den Buhlerinnen von Profession waren. Man erlaubet dergleichen ebenfalls bei Feierlichkeiten Leuten, die in Ansehung der Sitten nicht sehr strenge sind, und bei den ausgelassenen Lustbarkeiten, welche Hochzeiten begleiten.

Es scheint, daß die herumziehenden Tänzerinnen, die man zu solchen Festen holen ließ, unter den christ-

lichen Kaisern Mode waren, weil Theodosius diesen Gebrauch durch ein ausdrückliches Gesetz verbot.

Eine dieser Tänzerinnen, die noch bei solchen Lustbarkeiten, gleich den Buhlerinnen, die bei den Festen der Flora auf den Bühnen tanzten, umher zu laufen pflegen, wenn eine Partie ihrer Kunst vorüber ist, umarmt nach der Reihe jeden Zuschauer, um etwas von ihm zu bekommen. Sie hat gewöhnlich eine kleine Trommel und geht mit offenem Busen und auf die unanständigste Art.

Die in Griechenland heut zu Tage vornehmlich üblichen Tänze, sind der Kandische Tanz, der Griechische, der Arnautische, die ländlichen Tänze, der Wallachische und Pyrrhichische.

Die beiden ersten sind einander sehr ähnlich, und einer scheint von dem andern kopiret zu seyn; doch ist die Musik davon verschieden. Es ist allezeit ein Mädchen, die den Tanz aufführt, und diese hält ein Schnupftuch oder eine seidne Schnur in der Hand.

Dieser Tanz, der älteste unter allen, ist vom Homer in der Beschreibung des berühmten Schildes des Achills nicht vergessen worden.

„Unter andern, sagt er, stellt Vulkan daselbst, mit einer wunderbaren Mannigfaltigkeit, einen Tanz vor, der demjenigen ähnlich ist, den der sinnreiche Dädalus in der Stadt Knossus für die schöne Ariadne erfand. Die jungen Mädchen sind mit leichten Zeugen bekleidet, und haben goldne Kronen auf ihren Häup-

tern: die Jünglinge tragen schöne Röcke von einer sehr glänzenden Farbe. Bald tanzt diese Schaar im Kreise, mit so viel Richtigkeit und Geschwindigkeit, daß die Bewegung eines Rades nicht gleicher und schneller seyn kann; bald trennet sich der tanzende Zirkel, die ganze Jugend faßt sich bei der Hand, und beschreibt durch ihre Bewegung eine unendliche Menge von Gängen und Krümmungen."

Eben so ist ungefähr der Kandische Tanz, den man heut zu Tage tanzet. Die Musik dazu ist zärtlich, und im Anfange ganz langsam; nach und nach wird sie lebhafter und beseelter. Diejenige Tänzerin, die den Tanz aufführt, bezeichnet eine Menge Figuren und Schlangenlinien, deren Mannigfaltigkeit ein eben so angenehmes als interessantes Schauspiel macht.

Von diesem Kandischen stammt der Griechische ab, den die Insulaner beibehalten hatten. Damit diese Vergleichung berichtiget werde, so müssen wir sehen, wie dieser Tanz des Dädalus einen andern erzeugt, der eine bloß zusammengesetzte Nachahmung von einerlei Zeichnung ist.

In dem griechischen Tanze tanzen die Mädchen und Jünglinge, indem sie einerlei Schritte und Figuren machen; besonders in der Folge vereinigen sich die beiden Reihen, und vermischen sich, um einen allgemeinen Kreis zu bilden. Alsdann führet ein Mädchen den Tanz, indem sie eine Mannsperson bei der Hand faßt; sie nimmt hierauf ein Schnupftuch

oder ein Band, wovon jedes ein Ende hält. Die übrigen (und die Reihe ist gemeiniglich lang,) tanzen eines nach dem andern und gleichsam fliehend unter diesem Bande weg, und wieder zurück. Anfangs geht man langsam und in der Runde; hernach windet die Führerin, nachdem sie vielerlei Gänge und Krümmungen gemacht, den Kreis um sich her. Die Kunst der Tänzerin besteht darinnen, daß sie sich aus der Reihe wieder heraus wickelt, und plötzlich wieder an der Spitze des Kreises, der sehr zahlreich ist, erscheint, und in ihrer Hand, mit einer siegreichen Miene, ihr Band wieder auf die Art zeiget, wie sie es beim Anfange gethan hatte.

Es ist leicht zu errathen, daß man durch diesen Tanz das Labyrinth von Kreta vorstellen wollte.

Man sieht noch heut zu Tage in den griechischen Reihen, die zärtliche Ariadne, die ihren Theseus führet, um ihn die Irrgänge zu lehren, die er durchlaufen soll: und die geschickteste Tänzerin ist die, die am besten in einander zu verwickeln, oder die Entwicklung des tanzenden Labyrinths am längsten zu verzögern weiß.

Bisweilen trennen sich die in einander geschlungenen Jünglinge und Mädchen, um auf einmal zwei Reihen zu bilden; d. h. die Tänzer erheben von Zeit zu Zeit die Arme, ohne die Kette zu zerbrechen. Die Mädchen, die sich alsdann alle bei der Hand halten, kriechen drunter weg, tanzen vor ihnen hin, und zie=

hen sich wieder zurück, um bloß wieder Eine Reihe auszumachen. Sieht man hier nicht den Trupp des Theseus, der sich im Tanze trennet und wieder vereiniget? Dieß ist also der Ursprung dieses griechischen Tanzes.

Auf dem Lande setzt sich ein Schäfer mitten unter die Tänzer, um auf der Flöte oder Sackpfeife zu spielen, und man tanzt im Kreise um ihn her. Dieser Tanz ist lebhafter und munterer, als die übrigen: deßwegen machte er bei den Spartanern den Beschluß aller ihrer Uebungen.

Athenäus redet von dem hyporchematischen Tanze, einem ernsthaften und langsamen, den die Griechen und hauptsächlich die Lacedämonier unter Singen vollzogen, indem sich Manns- und Weibspersonen alle bei der Hand faßten. Die neuern Griechen haben auch Melodien und Couplets, die für diese Arten von Reihen gemacht sind.

Die Griechen haben noch einen Tanz, den sie den Arnautischen nennen: dieß ist ein alter militarischer Tanz. Man weis, daß sie vor Alters viele von dieser Art hatten, und selbst in den Krieg tanzend gingen, wie die Lusitanier, von denen Diodor von Sicilien redet.

Der Arnautische wird von einer Manns- und einer Weibsperson aufgeführt. Der Führer hält eine Ruthe und einen Stab in der Hand; er springt, muntert die andern auf, läuft schnell von einem Ende

ans andere, stampft mit dem Fuße, und klatscht mit der Peitsche, indessen daß die übrigen, mit in einander geschlungenen Händen, ihm mit einem gleichen und gemäßigtern Schritte folgen.

Die Lacedämonier hatten einen Tanz, Hormus genannt, welches Halskette heißt. Es ist aber der Hormus, sagt ebenfalls Lucian, ein gemeinschaftlicher Tanz von Jünglingen und Jungfern, die Paarweise mit einander in Reihen gehen, und wirklich einer Halskette ähnlich sehen. Der Jüngling führt, und tanzt nach seiner männlichen Art, so wie er es nächstens in Gefechten machen will; die Jungfer folgt ihm ehrbar, und zeigt, wie ein Frauenzimmer tanzen muß: daß also der Hormus aus Sittsamkeit und Tapferkeit zusammen gesetzt und vermischt ist.

Bisweilen führet in diesem Tanze ein Spieler der Lyra den Trupp, und die Tänzer folgen ihm, indem sie ihre Schritte nach dem Klange des Instruments einrichten. Nicht anders beschreibt Athenäus den Tanz, den die Griechen Hoploplokia nennen, eine Art des pyrrhichischen oder militarischen Tanzes. Ein Tänzer spielt die Lyra, und die übrigen formiren um ihn einen der männlichen und lebhaften Tänze, der bei denjenigen, die sich zum Kriege bestimmten, eine Art von Uebung ausmachte.

Der wahre militarische Tanz ist der Pyrrhichische, welcher, nach dem Lucian, von seinem Erfinder, dem Neoptolemus, des Achilles Sohne, mit

dem Zunamen Pyrrhus, also genannt wurde. Es gibt aber vielerlei Tänze, die diesen Namen führen. Einige derselben beschreibt Xenophon zu Anfange des sechsten Buchs von dem Heerzuge des jüngern Cyrus nach Persien.

Es sind nicht mehr die wahren Griechen, die jetzt ins Joch gebeugt und daran gewöhnt sind, sondern die Sieger Griechenlands, die die militarischen Tänze angenommen haben. Der Pyrrhichische wird heut zu Tage von den Türken und Thraziern getanzet, die mit Schilden und sehr kurzen Säbeln gewaffnet, nach dem Klange der Flöten leicht springen, und mit einer erstaunenden Geschwindigkeit und Fertigkeit Streiche austheilen und pariren. Eben so sind es auch die Türken allein, die sich nicht nur in dem pyrrhichischen Tanze, sondern auch im Kampfe, im Laufe u. s. w. üben: so, daß es scheint, als ob sie die Griechen, indem sie sich dieselben unterworfen, auch gezwungen hätten, ihnen alles zu überlassen, was vormals etwas beitrug, in ihnen die Neigungen zu Kriegsübungen auszubilden und zu unterhalten.

Man findet gleichwohl noch Spuren der pyrrhichischen Tänze in dem Lande Magne genannt, und zu Misitra, welches vormals die Spartaner so berühmt gemacht haben. Dieß Land wird noch von den griechischen Barbaren bewohnt, die durch ihre eigene Gesetze beherrschet werden, und die, da sie ein Reich nicht angreifen können, dessen Macht sie zu Boden

stürzen würde, sich begnügen lassen, ihre Unabhängigkeit zu erhalten, und die gefährlichsten Seeräuber des Archipelagus sind.

Mr. de Peyssonel hat eben die pyrrhichischen Tänze auch bei den Sfaubioten gefunden, welches die alten Kreter sind, ein kriegerisches Volk, daß sich noch vor den übrigen Griechen von Kandia unterscheidet.

Die besten Schiffer und die besten Soldaten zur See, die die Türken haben, sind Griechen; und in den Wirthshäusern, wo diese Leute allezeit unmäßig trinken, würden sie doch nicht trinken können, ohne nach dem Klange eines Instruments zu tanzen. Man sieht sie, wie bei den Bacchischen oder militarischen Tänzen, deren die alten Schriftsteller Erwähnung thun, herum taumeln.

Man kann zu diesen Tänzen auch den Jonischen zählen, den man, nach dem Athenäus, tanzte, wenn man sich vom Weine erhitzt hatte; indessen war er doch leichter und regelmäßiger, als die übrigen. Es ist eine Art von Pas de Deux, das man noch heut zu Tage zu Smyrna und in Kleinasien tanzen sieht, wo der Geschmack an unzüchtigen Tänzen sich noch erhält.

Die Türken tanzen auch den wallachischen Tanz, einen sehr alten Tanz in dem Lande, wovon er seinen Namen hat. Dieser Tanz, dessen Schritt

immer derselbe ist, und mit keinem der übrigen griechischen Tänze etwas ähnliches hat, ist nicht unangenehm, wenn er wohl geführet und mit der Richtigkeit vollzogen wird, die er erfordert. Er könnte sich leicht von den Daciern herschreiben, die vor Alters die Wallachei bewohnet haben.

XII. Die Lydier werden, nach dem Herodot, für die Erfinder der Spiele gehalten, und der Ursprung derselben ist sonderbar genug. Der Hunger sowohl, als der Müssiggang hat sie veranlasset. Die Lydier hatten, unter der Regierung des Atys, eine schreckliche Hungersnoth, und erfanden, um die heftigen Bewegungen zu vermeiden, die den Appetit nur noch mehr reitzten, das Würfelspiel und das Knöchelspiel, das die Griechen noch haben. Sie spielen es mit kleinen Muscheln und in einer Kiste, wo jeder Spieler sein Fach vor sich hat: sie nennen es die Mangala.

Die Lydier erfanden auch das Ballspiel, ein ermüdendes Spiel, das sich schlecht genug zu ihrer Absicht schickte; sie müßten es denn, wegen des Antheils, den man daran vorzüglich nimmt, erfunden haben, die Zeit, wie man sagt, zu tödten. Aus eben der Ursache erfand auch Palamedes das Schach, und das ganze Alterthum räumt ihm davon die Ehre ein. Die achthundert Liebhaber der Penelope brachten ihre Zeit damit zu, auf dem Hofe dieser Prinzessin zu spielen. Sie bedienten sich der Würfel und der Steinchen, und jeder hatte die seinigen. Sie legten einen mitten in

den Hof, den sie Penelope nannten: dieß war allezeit das Ziel, nach dem man werfen mußte, und die Spieler stellten sich von beiden Seiten in gleicher Anzahl in einer ziemlich weiten Entfernung.

Der Kräußel war vor Zeiten sehr üblich. Horaz nennt es ein griechisches Spiel *).

Das Spiel, da man eine Münze wirft, und sieht, ob sie auf die rechte oder linke Seite falle (Le jeux de croix ou pile), hieß bei den Alten der Kopf oder das Schiff (Caput aut Navis), weil die Münze auf der einen Seite den Kopf des Janus, auf der andern aber ein Schiff hatte.

Die Griechen nannten αρτιασμος das Spiel, welches wir Gerade oder Ungerade nennen: sie spielten es, wie wir heut zu Tage, mit Nüssen, Mandeln, oder Geldstücken.

Die Griechen spielen sehr viel Gerade oder Ungerade. Sie haben auch noch ein ander Spiel, das in Italien sehr gewöhnlich ist, und gemeiniglich Morra genannt wird. Es besteht darinnen, daß man die Zahl der aufgehobenen Finger erräth, indem man die andern einbeugt und die Hand verbirgt.

---

*) — Ludere doctior,
Seu Graeco jubeas trocho;
Seu malis vetita legibus alea.
L. 4. Od. 24.

Man hatte vor Alters mit Nüssen vielerlei Spie'e, die noch, einige keine Veränderungen ausgenommen, üblich sind: denn es ist nicht möglich, daß so willkührliche und einfache Spiele als diese, sich nicht ändern sollten. Ovid macht davon eine lange Beschreibung.

Das Frühlingsfest feiern die Griechen mit einer Freude, die die Wiederkunft der Zephyre und der Rosen ankündigt. Zu Rhodus foderten die Kinder bei dieser Gelegenheit eine Gabe; sie hatten ein Spiel und ein Lied, das sie noch beibehalten.

Singend und tanzend gingen sie umher, schrien die Vorübergehenden um etwas für die neuangekommene Schwalbe an: daher dieß Fest das Schwalbenfest hieß. Ihr Gesang fing sich folgendermaßen an:

„Hier ist sie, hier ist sie, die Schwalbe, die uns die schönen Tage bringt."

Und endigte sich mit den Worten:

„Oeffnet, öffnet die Thüre der Schwalbe:
Wir sind nur Kinder, und sind noch nicht Greise" *).

Die Schaukel ist auch ein Spiel, das noch sehr unter den Griechen gewöhnlich ist. Die jungen Leute, hauptsächlich die Mädchen, belustigen sich sehr damit. Während sie sich in der schönen Jahreszeit schaukeln, wiederholen die Mädchen wechselsweise die Lieder, die sie gelernt haben.

---

*) Joh. Meurs. Graec. fer. C. 6.

Vor Alters machte man auch, wie heut zu Tage, einen Zirkel auf eine große Tafel oder auf den Boden, und dann mußte man in einer ziemlich weiten Entfernung mit einem Würfel oder einem kleinen runden Steine mitten in den Zirkel werfen, wenn man gewinnen wollte. Bisweilen setzte man eine Wachtel hin, und derjenige, der sie bloß mit dem Finger schlug, und sie dadurch so aus dem Zirkel brachte, daß der Vogel über den Umriß kam, es mochte nun seyn, daß er zurücke prallte, oder daß er die Spitzen der Flügel darüber ausbreitete, hatte gewonnen. Heute zu Tage bindet man eine Wachtel oder einen andern Vogel an einen Stock: demjenigen, der darnach schlägt, werden die Augen verbunden: man führt ihn zwanzig bis dreißig Schritte von dem Zirkel weg, und er geht auf eben der Linie zurück; trifft er die Wachtel mit dem Stocke, den er in der Hand hat, so hat er gewonnen: jeder, der mitspielt, macht nach der Reihe eben dasselbe, und dieß Spiel dauert lange genug.

Die Griechen spielen auch blinde Kuh, ein sehr altes Spiel, das man überall findet. Man nannte es vor Zeiten Myinda, und spielte es auf eben die Art, wie die neuern Griechen. Man gab demjenigen, dem man die Augen verband, einen irdenen Topf: die übrigen, welche mitspielten, neckten ihn, und schrien dazu: Wer hat den Topf? Er antwortete:

Ich, Midas. Und der mußte seine Stelle einnehmen, den er erhaschen konnte *).

Die jungen Mädchen haben noch ein Spiel, das man vor Alters die Schildkröte nannte. Diejenige, die sie machte, mußte in die Mitte treten, und durfte sich nicht von ihrem Platze regen; aber die, die sie erhaschen konnte, mußte an ihre Stelle. Heut zu Tage drehen sich die jungen Mädchen um die, welche die Schildkröte ist, herum, um sie zu necken. Dieses Spiel hieß Chelichelone, und man sagte:

Was machest du unter uns, Chelichelone?

Die Schildkröte antwortete:

Ich mache eine Webe von Wolle, und den Eintrag von Milet.

Frage:

Und wie ist dein Neffe gestorben?

Antwort:

Er ist vom Pferde ins Meer gefallen **).

---

*) Poll. l. 9. c. 7. Suid. Man nannte auch dieses Spiel ἀποδιδρασκινδα. Das Verstecken. (Apodidraskinda und Myinda sind zwei etwas verschiedene Spiele; und was der Verfasser im Texte beschreibt, ist eine dritte Art, χυτρινδα, das Topfspiel, Uebers.)

**) Meurs. de lud. Graec.

Das Hüpfen auf einem Fuße, in welchem sich die Griechen noch üben, um zu sehen, wer am weitesten kommen wird, hieß ἀσκωλιασμος (ascoliasmos.)

Man wickelt auch die Rosen und Mohnblätter in Form kleiner Blasen zusammen, um sie auf der Stirne klatschen zu lassen. Aus dem Klange, den sie machen, urtheilet ein Verliebter, ob er wieder geliebt wird *).

Guys sah auch bei einer Hochzeit ein sehr altes Spiel, das bei der angesehensten Verbindung üblich ist. Man trägt laufend Kerzen und Fackeln nach einem gewissen Ziele, das die spielenden Personen unter einander ausmachen. Derjenige, dessen Fackel verlöscht, verliert, und muß eine Strafe büßen, die der König des Spiels auferlegt. Diese gewinnt der, der seine Fackel brennend bis an das Ziel der Laufbahn bringt.

Die Griechen, um das Glück oder Unglück in ihrer Liebe zu erfahren, bedienen sich nicht mehr des Rosenblattes, das sie klatschen ließen, sondern der Klidona. Dieses muß ihnen alles entdecken, und ist das Orakel, das alle junge Griechen zu Rathe ziehen.

Den Abend vor dem Tage, da dieß Spiel angesetzt ist, lassen ein paar junge Mädchen von allen denen beiderlei Geschlechts, die daran Antheil nehmen

---

*) Poll. et Anacr.

sollen, einen Ring, ein Stück Geld, oder sonst so etwas in ein Gefäß werfen. Sie gehen hierauf, indem sie heiliges Stillschweigen beobachten, und füllen dieß Gefäß mit Wasser an, decken es mit Myrrthen und Lorbeerblättern zu, lassen es bis den andern Tag in freier Luft stehen, und hüten es sorgfältig. Man kommt hierauf zu einer bestimmten Stunde zusammen. Eine der Vestalinnen decket das Gefäße in Gegenwart der ganzen Gesellschaft auf, indessen daß die andre das Liedchen, das ausdrücklich für dieses Spiel verfertigt ist, absingt oder hersagt; dieß nennt man die Klidona eröffnen. Jedes, das nach der Reihe von derjenigen aufgerufen wird, die das Spiel regiert, sagt ein griechisches Distichon her, und man zieht zu gleicher Zeit aus dem Gefäße ein Stück heraus, das man dem Eigenthümer zurück giebt. Man wendet den Sinn des Distichons, das man auf Gerathewohl hergesagt, auf ihn an, und man deutet es entweder zu seinem Vortheile oder Nachtheile. Diese ungefähren Worte sind die Orakel oder Vorbedeutungen, die man sich gegenseitig zueignet, und man fährt in derselben Ordnung fort, bis alles, was in dem Gefäße ist, heraus gezogen und erkannt worden. Man macht aber auch noch von dem Wasser einen Gebrauch, das darinnen bleibt. Man trinkt es auf eine geheimnißvolle Art aus, um zu entdecken, ob der Gedanke, den man hat, wahr ist, und ob das, was man wünscht, geschehen wird. Scheint das Wasser in der Schale, wenn man sie den

Lippen nähert, zu kochen, so ist es ein gutes Zeichen; wo nicht, so hat man nichts zu hoffen. Bisweilen, wenn Unzufriedene darunter sind, wirft man alles wieder in das Gefäße, und das Spiel fängt von vorne an. Es ist aber alsdann bloß eine Parodie vom ersten Auftritte, und jedes sagt mit einer Freiheit, die oft ins Ungesittete fällt, alles was ihm beliebt; es wird viel dabei gelacht, man macht noch freiere Auslegungen, und keusche Ohren ziehen sich zurück.

XIII. Der Gebrauch der Bäder, der unter den alten Griechen so gewöhnlich ist, ist es nicht weniger bei den Neuern; und man findet ihn bei den Gelegenheiten, wo sich die Alten dessen bedienten. So haben reiche Leute, außer den öffentlichen Bädern, die die Türken fleißig besuchen, auch noch welche in ihren Häusern. Man geht aus dem Bade, um sich auf die Betten zu werfen, wo man ißt. Und daher kommt ohne Zweifel die Gewohnheit der Alten, nachlässig auf die Betten gestreckt zu speisen. Denn die Griechen hielten nur des Abends eine Mahlzeit, und badeten sich zuvor: eine Gewohnheit, die sie auch ihren Nachfolgern überlassen.

Man muß wohl diese örtlichen Gewohnheiten wissen, die sich niemals ändern. Die alten Griechen bedienten sich bloß warmer Bäder: dieß thun auch die Türken und die neuern Griechen noch.

Die Griechen und die Türken gebrauchen heut zu Tage in den Bädern eine fette Erde, deren sich

die Weiber bedienen, um den Kopf und die Haare zu waschen; sie holen sie von den Inseln und von den Küsten des schwarzen Meeres *). Es ist dieselbe Erde, deren sich die Griechen vor Alters bei ihrer Wäsche bedienten, und die ihnen statt der Seife war, die wir an ihrer Stelle gebrauchen. Die Weiber bedienten sich, wie Plinius erzählt, der Erde von Chios für die Haare und die Haut. Die neuern Griechen gebrauchen diese Erde, um die Haut sanft zu machen.

Die Weiber gehen haufenweise in das öffentliche Bad. Dieß ist ein Festtag für sie: man tanzt daselbst und traktirt einander.

Es ist zu bezweifeln, ob die Gesetze der Wohlanständigkeit und der Schaam allezeit in den besondern Bädern der Griechen genau beobachtet werden: aber man wirft den Vätern und Müttern nicht ohne Grund vor, daß sie in diesem Punkte nicht allzeit das beobachten, was sie ihren Kindern schuldig sind.

Die Weiber nehmen keine neu erkaufte Sklavin auf, bis sie vorher ins Bad geschickt worden und baden sich monatlich wenigstens Einmal; vor Alters mußten sie es noch öfter thun, hauptsächlich vor der Neomenia oder dem Neumonde.

---

*) Von Bythinien, von Lampsakus, in der Meerenge der Dardanellen u. s. w. Man bringt auch welche von Sale.

Ein junges Mädchen, die verheirathet werden soll, wird mit Ceremonien und unter Musik den Abend vor ihrer Hochzeit ins Bad geführt.

XIV. Die neuern Griechen haben die meisten Gebräuche beibehalten, die man vormals bei den Hochzeiten beobachtete. Sie sehen den Stand der Ehe für die Pflicht eines Bürgers an, und heirathen sehr frühzeitig.

Sie haben heut zu Tage keine bestimmte Zeit zu Verbindungen, wie die Alten, die sich gemeiniglich im Monat Januar verheiratheten, der deßwegen γαμηλιὼν (der hochzeitliche Monat) hieß. Aber sie haben noch, wie vormals, weibliche Mittelspersonen, die man πρoξενιταῖς nennt. Diese Weiber aber sind um desto nöthiger, da die Mädchen stets in dem Gynäceon verschlossen sind, und eine Mannsperson sich bloß auf die Nachricht, die man ihm von der gibt, die man ihm vorschlägt, in seiner Wahl entscheiden muß. Sobald der Schleier herunter ist, so kann er nicht wieder zurück.

Vor Zeiten mußte man durch wesentliche Dienste, die man dem Vater der Tochter erwies, die man heirathen wollte, den Besitz ihrer Person erkaufen. Man erleichterte in der Folge diese Verbindlichkeit, und die Dienste wurden in willkührliche Geschenke verwandelt, die man machte, um sie zu erhalten.

Vor der Heiraths-Ceremonie gehen bei den Griechen Feste vorher, die sie ankündigen. Die Alten

nannten sie Prolusoria, oder προτελεια, so wie die festlichen Vorspiele, die vor den feierlichen Opfern vorher gingen, die man der Juno oder der Diana brachte.

Heut zu Tage wird die junge Braut, den Abend vor der Hochzeit, wie im Triumphe ins Bad geführet, und eine Menge Weiber begleiten sie.

Man sieht auch jetzt noch, in dem Aufzuge der Griechen, denselben Pomp, dieselbe Begleitung und Musik, wie bei den Alten. Er wird von Tänzern, Tonkünstlern und Sängern eröffnet, die den hochzeitlichen Gesang anstimmen. Die Neuvermählte geht, beladen mit Schmucke, mit niedergeschlagenen Augen, und von Weibern oder einem Paar ihrer nächsten Verwandten unterstützt, mit einer affektirten Langsamkeit, die ihr sehr beschwerlich fallen muß. Man drängt sich bis zur Ungeduld herzu, sie zu sehen.

Vor Alters trug die Braut einen rothen oder gelben Schleier, den die Armenianer noch beibehalten haben; dieser rothe Schleier bedecket ihr das Haupt und den ganzen Leib. Man nennte ihn flammeum; die Absicht war, die bescheidene Röthe, die Verwirrung und die Thränen der jungen Braut zu verbergen. Man sahe ihn in einer ziemlichen ntfernung, und er kündigte die Neuvermählte an.

Die glänzende Fackel des Hymen, diese so bekannte und berühmte Fackel, die die Dichter zum Sy-

nonym für die Heirath selbst, deren Sinnbild sie war, geweihet haben, wird von den neuern Griechen nicht vergessen. Man trägt sie dem jungen Paare vor, und in die Hochzeitkammer, wo sie so lange brennt, bis sie sich gänzlich verzehrt hat. Es würde sogar eine üble Vorbedeutung seyn, wenn sie durch einen Zufall verlöschte. Auch gibt man auf sie mit eben so vieler Sorgfalt Achtung, als es die Vestalinnen bei dem heiligen Feuer thaten.

Bei den alten Griechen war es die Mutter, die die hochzeitliche Fackel trug; bei den Römern aber trug sie ein Jüngling. Sie hatte auch die Sorge auf sich, das Bette zuzubereiten und zu schmücken; mithin das Amt der Pronuba, und brachte die Braut zu Bette, da der nächste Verwandte, der das Amt des Paranymphus verwaltete, den Bräutigam zu Bette führte. Der Paranymphus und die Pronuba werden heute zu Tage bei den Griechen durch den Pathen und die Pathin vorgestellt, die das junge Paar bis zu Ende der Ceremonie begleiten.

Wenn sie in die Kirche kommen, so trägt von dem Brautpaare jedes einen Kranz, den der Priester, während der Feierlichkeit, wechselsweise verändert, indem er den Kra z des Bräutigams der Braut, und den Kranz der Braut dem Bräutigame gibt. Auch den Gebrauch dieser Kränze haben die neuern von den alten beibehalten.

Eine wesentliche Ceremonie ist nicht zu vergessen, die die Griechen auch beibehalten haben. Es ist die Schale mit Wein, die man vor Alters dem Bräutigam zum Zeichen der Adoption darbot. Sie war das Symbolum des Contraktes und der Verbindung. Nach ihm trank die Braut Wein aus eben der Schale, die man nachgehends allen Verwandten und Gästen reichte. Jetzt ist es der Priester, der, wenn er dem neuen Paare seinen Segen mitgetheilet hat, ihnen eine Schale mit Wein darbeut; darnach gibt er dem Pathen, der Pathin und den Zeugen.

Die abergläubischen Griechen sahen es als eine üble Vorbedeutung an, wenn die neue junge Frau bei dem ersten Eintritt in das Haus ihres Mannes, auch nur mit dem äußersten Fuße die Schwelle der Thüre berührte, die außerdem der Göttin Vesta, und den Hausgöttern geweihet war. Um diesen Zufall zu vermeiden, nahmen die Begleiter der Neuvermählten sie unter den Armen, hoben sie beim Eingange in die Höhe, und trugen sie so fort.

Die junge Frau wird bei den Griechen von Weibern oder Männern, die sie begleiten, noch unterstützt, und an der Thüre des neuen Mannes beobachtet man eine Ceremonie, die eben so lächerlich ist, als der Gang über die Schwelle, die sie nicht berühren darf. So bald sie ankommt, breitet man ein Tuch über ein Sieb, über das sie in das Haus ihres Mannes hinein gehen muß. Wenn das Sieb, auf das sie sich

so stark als möglich stemmt, nicht unter ihren Füßen platzte, so würde man einen Argwohn gegen sie äußern, der ihren Gemahl sehr beunruhigen könnte; aber nach der Siebprobe ist er ruhig und zufrieden.

Der größte Theil der Mitgift besteht in Juwelen und Kleidern, die man mit Gepränge auslegt.

Nichts ist älter, als die Gewohnheit der Hochzeitgeschenke, die der Bräutigam seiner Braut macht. Es scheint sogar, daß sie durchgängig üblich war.

Das Hochzeitfest wird mit Spielen, Lustbarkeiten und Tänzen begangen. Man läßt Tänzer und Springer kommen, die die Gäste mit ihren mancherlei Künsten belüstigen.

Es ist unter den Griechen etwas sehr seltnes, daß sich eine Wittwe verheirathet. Aus Pausanias wissen wir, daß dieses auch vor Alters nicht gewöhnlich war; Gorgophone soll die erste gewesen seyn, die als Wittwe den Oebalus heirathete.

Die Griechen ermangeln nicht, aus Religion sich die erste Nacht Enthaltsamkeit aufzulegen. Man weiß, daß das vierte Concilium zu Karthago, das nach dem Frieden, den Afrika durch die Niederlage des Gildon im Jahr 398 erhielt, verordnete, daß die Neuvermählten, nachdem sie den Segen empfangen, die erste Nacht, aus Ehrerbietung für das Sakrament, enthaltsam seyn sollten. Diese Enthaltsamkeit, die denjenigen so vortheilhaft war, die das Recht hatten, davon

frei zu sprechen, war vormals in Frankreich eingeführt.

Der Bräutigam gibt bei den Griechen, jedem der bei seiner Hochzeit ist, oder einen Besuch bei ihm ablegt, eine Hand voll Näschereien; und vielleicht hat dieß eine Beziehung auf die alte Gewohnheit, Nüsse auszutheilen, um zu zeigen, daß der junge Mann den Spielen der Kindheit entsagte.

In den Dörfern und auf dem Lande wird die Braut, unter dem Klange der Instrumente, auf einem Wagen mit Büffeln bespannt, fortgebracht.

Vor Alters blieben die neuvermälten Frauen viele Tage verschloßen, und wagten es nicht, sich öffentlich sehen zu lassen. „Man sieht sie nicht, sagt Oppian, außer ihrem Zimmer, weder den Tag, der der Hochzeit folgt, noch auch viele Tage darnach; indem sie die Schaam zurück hält, welche ihr ein liebenswürdige Schaamhaftigkeit eingibt, die sie erröthen macht, wenn man sie ansieht" *). Dieses pflegt auch noch bei den Griechen zu geschehen.

Auf der Insel Lesbos, drei Tagreisen von Metelino ist eine kleine Stadt, wo jeder Fremde, der ankommt, eine Frau nehmen muß, und wenn er nur eine Nacht daselbst zubringen sollte. Man bringt ihm

*) De Piscat. 4, v. 180.

ein Mädchen, und ist es ein Mann von einigem Ansehen, so hat er die Wahl. Ist es ein gemeiner Mann, so zwingt man ihn, diejenige zu nehmen, die man ihm gibt, welches alsdann die älteste oder verachtetste von dem Canton ist. Es kömmt ein Priester, der sie in allem Ernste verheirathet; man gibt ein Hochzeitfest, und die Verheiratheten schlafen beisammen. Der Mann reiset, wenn er will, den Morgen darauf wieder fort; ist er es im Stande, so gibt er seiner Frau auf einen Tag etwas; wo nicht, so reiset er fort, ohne ihr etwas zu geben. Sie weiß es ihm allezeit Danks genug, daß er sie von der Last der Jungfrauschaft befreiet hat; es ist eine Schande, sie zu behalten, oder sich dieselbe von einem Landsmanne nehmen zu lassen. Zur Ehre des jungen Mädchens muß ein fremder Mann ihr erster Mann seyn. Es ist wenig daran gelegen, ob er hier bleibt, oder nach seiner Abreise wiederkömmt: denn am Ende eines Jahres kann sie sich wieder an einen Mann aus ihrem Lande verheirathen; und käme der Fremde ja wieder, so kann er sich ihrer nicht anmaßen. Die wahre Ursache ist, daß ein Mädchen nicht leicht in dieser Stadt einen Mann findet, wenn sie nicht bei einem Fremden geschlafen hat. Diese Gewohnheit, sagt man, steigt bis ins höchste Alterthum hinauf. Alles was die christliche Religion in dieser Gewohnheit ändern können, ist, daß die Papas so viel erhalten, daß der Beiwohnung wenigstens eine Verehelichung in aller

Form vorher geht. Hierdurch glauben der Priester, die Verehelichten und die Aeltern, ihr Gewissen bewahrt zu haben."

XVI. Die junge Frau, wird bei den neuern Griechen, wie bei den Alten, noch in dem Hause Nymphe genannt.

In den meisten griechischen Inseln treiben die Weiber die Arzneikunst, vermittelst einiger erblichen Recepte oder Kräuter, von denen sie Kenntniß haben. Sie allein sorgen auch für die Entbindungen: denn die heutigen griechischen Weiber überlassen sich ungern den Händen der Wundärzte, und eine Hebamme ist bei den Griechen in großer Hochachtung.

Die eheliche Liebe herrscht bei den Griechen noch in ihrer ganzen Stärke, der Vorstellung gemäß, die die Alten davon hatten. Alles, was Claudian so gut von der Würde einer Mutter sagt, die durch diesen einzigen Rang über ihren Mann die Macht behält, so ihr die durch das Alter vertilgten Reize nicht würden geben können, ist noch unter ihnen im genauesten Verstande wahr.

Auch die väterliche und kindliche Liebe ist unter den Griechen noch sehr in Ehren.

Die barbarische Gewohnheit, Kinder zu schlagen und mit Ruthen zu peitschen, hat sich zum Unglücke nicht in griechischen Schulen allein erhalten. Wer war der Vater, der dieses Recht einem Fremden zu geben gewagt, oder ein Kind nicht zu strafen gewußt

hat, ohne es mit der Schande einer öffentlichen und knechtischen Züchtigung zu belegen? Dieser Brauch hat nur bei einem Volke können eingeführt werden, das gewohnt war, an Sklaven die härtesten Züchtigungen auszuüben, ob gleich bei den Alten alle edel denkende Personen den ihrigen mit Leutseligkeit begegneten; sie machten sie oft zu ihren guten Freunden, und viele haben sogar von ihnen welche an Kindesstatt angenommen.

Man sieht bei den Griechen Väter und Mütter ihren Kindern mit nichts als Ruthen drohen, als ob sie für sie keine andere als sklavische Strafen hätten. Daher kommt die barbarische Gewohnheit der Lehrer, daß sie selbst die Kinder entblößen, um sie die härteste und schimpflichste Züchtigung fühlen zu lassen. Daher kommen die traurigen Werkzeuge der Pedanterei in den Schulen *), die Martial lustig genug sceptra paedagogorum nennt. Man pflegte bei den alten Griechen ein Kind an eine Art von Pfahl zu binden, oder es von einem andern halten zu lassen, wenn es sollte mit Ruthen gepeitscht werden: ein barbarischer Gebrauch, der durch die Gewohnheit bloß darum beibehalten worden, weil die Lehrer, um sich für das zu rächen, was sie selbst in ihrer Kindheit erduldet haben, wahrscheinlicher Weise sich des Wiedervergeltungsrechts bedienen wollen, indem sie eine gleiche Herr-

*) Ferulae tristes. Mart. l. 10. epigr. 62.

schaft, eine gleiche Unmenschlichkeit an ihres Gleichen, an dieser zärtlichen Kindheit, an dieser unschuldigen Jugend ausüben, die doch nichts als Sorgfalt, Nachsicht, Hochachtung erfodert, und durchaus nicht gleich den Thieren sollte behandelt werden, die man bändigen will.

Die Griechen üben auch noch unter sich sehr getreu die Gastfreiheit aus. Die Ankunft eines Fremden ist ein Fest für ein Haus; man räumt ihm das beste Zimmer ein, und auch die Türken thun dieses.

Die Türken haben außer den Wohnungen oder Khams, die sie für die Reisenden erbauet haben, noch auf den Landstraßen die Posthäuser beibehalten, die sie Menzilkhane nennen: und jeder Courier, der einen Befehl vom Fürsten hat, wird daselbst gespeiset und beherbergt.

XVI. Wir haben die Griechen in der Freude ihrer Feierlichkeiten, das ist, bei ihren Festen gesehen; betrachten wir sie nun auch in der Trauer, in Schmerzen und in Thränen.

Die nächsten Verwandten und Freunde folgen, wie vormals, dem Leichenbegängnisse: Frauen und Mädchen gehen mit zerstreuten Haaren und weinend. Man kommt an die Grabstätte, und man weinet noch.

Die Griechen beobachten die alte Gewohnheit, den Körper zu waschen, ehe sie ihn begraben; welches auch bei den Türken geschieht. Man miethet, wie vormals, Klageweiber, die vor dem Leichengepränge einhergehen,

sich die Haare raufen, und das Lob des Verstorbenen singen.

Die Weiber in einem Trauerhause hören nicht auf zu weinen; sie versagen sich Essen und Schlaf: aber sie schlafen oft in ihren größten Kümmernissen weinend ein.

Man hielt es vor Alters für eine Beleidigung für die Todten, sie lange im Hause zu behalten; und man eilet auch noch jetzt, sie zu begraben.

Ist es ein junges Mädchen, so zieht man ihr die schönsten Kleider an, und bekränzt sie mit Blumen; die Weiber bewerfen aus den Fenstern ihren Sarg, wenn er vorüber geht, mit Rosen, und begießen ihn mit wohlriechenden Wassern.

Die Trauermahlzeit ist bei den heutigen Griechen nicht vergessen worden; der nächste Verwandte hat diese Sorge auf sich; und hiermit endigt sich die Ceremonie.

Vorher ward erwähnt, daß die Väter und Mütter ihren Kindern folgten, wenn man sie zu Grabe trüge. Das Publikum muß nothwendig Zeuge von den Thränen einer untröstlichen Mutter seyn.

Die Thränen und das Geschrei der Weiber, die ihr folgen, könnten ihr leicht in dieser traurigen Pflicht zu statten kommen, wenn sie dessen nöthig hätte: aber sie thun natürlicher Weise das, was die griechischen Weiber allezeit gethan haben.

Die Väter und Mütter tragen in Griechenland

die Trauer um ihre Kinder, und diese Trauer währet sehr lange. Auch dieß ist noch bei den Griechen eine alte Gewohnheit.

So sind die Griechen, von welcher Seite man sie betrachtet, immer dieselbigen. Die jetzigen Menschen sind die Menschen aller Zeiten.

XVII. Die Gräber der Griechen liegen, wie der Türken und anderer orientalischen Völker ihre, an den Straßen der Städte und Dörfer. Sie sind nicht mit Mauern, wie unsere Gottesäcker, umgeben, und sind deßwegen nicht weniger heilige Freistätte.

Der Marmor, die Verzierungen und die Aufschriften der Gräber unterscheiden die Stände und Professionen. Man ermangelt nicht, einen Meisel auf das Grab eines Bildhauers zu stechen; Waffen auf das Grab eines Soldaten, u. s. w. Dieser Gebrauch ist unter den Griechen sehr alt.

In der Anthologie findet man folgendes Epigramm der Sappho: „Dem Pelagon, einem Fischer, hat sein Vater, Meniskus, dieses Ruder und diese Fischreuße auf das Grab gesetzt; ein Denkmal seines mühseligen Lebens.“

Die Grabschriften der heutigen Griechen haben sich noch bei der Simplicität erhalten, die sie vor Alters charakterisirte, und die die Römer nachgeahmt hatten.

Die alten, wie jetzt die neuern Griechen, ließen nicht zu, daß man viele Todten in Ein Grab legte, ausgenommen die von der Familie: man sieht die dießfalls

gesetzten Strafen in den noch vorhandenen Epitaphien.

Diese Denkmäler blieben daher lange verschont; aber die Raubgier, Unwissenheit und ein falscher Eifer zerstörten die schönsten Werke dieser Art.

Außer den Steinen, die man auf die Gräber setzt, findet man auch kleine Grabsäulen, die, wie vormals, bloß den Namen derjenigen tragen, die daselbst begraben sind. Die Türken haben eben diesen Gebrauch angenommen.

Man kann nicht seine Blicke auf Gräber werfen, noch diese Erde betrachten, die unaufhörlich ihre Einwohner verschlingt, ohne an sich selbst zurück zu denken.

Es ist auch sehr billig, bisweilen einige Thränen dem Andenken unserer Verwandten und Freunde zu schenken, die nicht mehr sind. Die Griechen, dieser Empfindung und alten Gewohnheit getreu, gehen von Zeit zu Zeit auf die Gräber, und weinen; indessen daß wir dahin gar nicht kommen, wenn uns nicht ein ungefährer Zufall dahin führt. Ist es denn sogar wunderbar, wenn wir uns so sehr von der Natur entfernen? Wir fürchten alles, was unsere natürliche Empfindlichkeit rege machen kann.

Das Osterfest feiern die Griechen mit viel Freude und Gepränge, durch öffentliche Feste und Tänze; einen Tag aber begeben sie sich haufenweise zu den Gräbern. Hier beweinen sie ihre Verwandte, ihre

Freunde, und vielleicht auch den Verlust ihrer alten Freiheit.

Die griechischen Weiber lassen es jetzt damit gut seyn, daß sie sich auf den Gräbern die Haare ausraufen; vormals schnitten sie ihre langen Locken auf dem Grabe ihrer Verwandten und Freunde ab, und opferten ihnen also die Zierde, auf die sie am meisten stolz waren.

Man glaube übrigens nicht, daß der Anblick dieser, in dem Felde zerstreuten, Gräber so gar traurig sey. Man hält sich mit Vergnügen dabei auf. Die Art von Schauer, die sie einflößen, und die eine edle und zärtliche Seele durchdringt, wird durch die Mannigfaltigkeit der Gegenstände versüßet, die die umliegenden Gegenden schmücken. Ueberdieß findet die Neugierde, ja auch die Menschlichkeit selbst, hinlängliche Materie, sich an den Aufschriften zu vergnügen, die diese Denkmäler beleben, und wo nur allzuoft die armen Sterblichen zum ersten Male die Belohnung ihrer Tugenden empfangen. Wenigstens schweigt der Neid alsdann; der Schleier des Vorurtheils fällt. List, Verläumdung und Haß mögen alle Augenblicke des Lebens vergiften; aber die Wahrheit sey wenigstens auf die Grabmäler geschrieben, die die kindliche Liebe und treue Freundschaft errichten. Ein angenehmer Spatziergang führt uns zu diesen Denkmälern, wo unsere Stelle uns auch schon angewiesen ist. Sie scheinen uns gewissermaßen denenjenigen näher zu

bringen, die eine ewige Abwesenheit von uns trennt, und die uns fast allezeit zu nützlichen Betrachtungen Anlaß geben.

Die Alten gingen niemals aufs Land, oder zurück in ihre Häuser, ohne von dem Anblicke der Gräber aufgehalten zu werden. Sie wohnten noch mehr unter den Todten, als unter den Lebendigen. Daher finden wir auch so oft in den Dichtern, nach dem lebhaftesten Bilde der Spiele und Freuden, ein Gemälde vom Tode.

Der alte Anakreon läßt seinen Myrrthenkranz an den Fuß einer Cypresse fallen, wo ihn seine zitternden Knie nöthigen sich nieder zu lassen. Horaz hört mitten unter seinen Festen traurige Stimmen; er schreit, daß er am Ende der blühenden Laufbahn, wo er die Rosen der Wollust pflücket, ein Grab mit Dornbüschen umwachsen sähe.

Dieß war die heidnische Weltweisheit: am Rande des Grabes rufet sie die Vergnügungen herbei. Die neuern Griechen, wenn sie über den Gräbern geweint haben, stellen darauf Freudenfeste und Tänze an. Die christliche Weisheit beweint diesen ausgelassenen Wahnwitz und Irrthum: sie richtet unsere Gedanken auf größere, wichtigere Gegenstände, die der Würde unsers Daseyns gemäßer, und hauptsächlich unendlich geschickter sind, uns eines wahren Glücks zu versichern.

XVIII. Guys hatte auch Gelegenheit, alle Ceremonien eines türkischen Begräbnisses zu sehen; und es wird vielleicht nicht unangenehm seyn, davon eine Beschreibung zu erhalten, nachdem von der Griechen ihren geredet wurde.

Von einer Altane herab konnte er alles sehen, was daselbst vorging, ohne gesehen zu werden. Die Furcht vor der Pest erlaubt nicht, sich unter diejenigen zu mischen, die eine Leiche begleiten; und wenn man sich ihnen zu sehr näherte, so würden die eifrigen Muselmänner nicht gestatten, daß ein Ungläubiger durch seine Gegenwart eine für sie höchst heilige Ceremonie verunreinigte.

Um 10 Uhr des Morgens arbeitete der Todtengräber. Die Sklaven und Weiber des Hauses saßen auf dem Gottesacker; es kamen viele andere Weiber, und alle fingen alsdann an zu weinen. Nach diesem Eingange umfaßte eine nach der andern eine von den Säulen, die man auf den Gräbern errichtet, und schrien: Ogloun, Ogloun, sana Mussaphir gueldi. „Mein Kind, mein Kind, hier ist ein Fremdling, oder ein Gast, der dich zu sehen kommt." Bei diesen Worten kehrten sie zu den Thränen und Seufzern zurück; aber der Sturm dauerte nicht lange, sie setzten sich alle, und es ging die Unterredung an.

Zu Mittag erscholl ein dumpfes Lärmen und ein klägliches Geschrei; es war die ankommende Leiche. Vorher ging ein Türke, der auf dem Kopfe eine kleine

Kiste trug; vier andere Türken *) trugen die Bahre auf ihren Schultern; hierauf folgten der Vater, die Verwandten und Freunde des Todten, in einer ziemlich großen Anzahl. Das Geheule hörte auf, sobald sie den Gottesacker betraten; aber man schlug sich herum; die Ursache war folgende: Der Mann, der die Kiste trug, öffnete sie, und da sie von Büchern des Alkorans voll war, so stritten ein Haufen alte und junge Türken, die sich darauf geworfen, darum, wer sie haben sollte. Diejenigen, die welche erhaschen konnten, stellten sich um den Iman, oder den türkischen Pfarrer, in einem Kreis her, und alle fingen auf einmal an, aus dem Alkoran herzulesen, so wie ungefähr die Schulknaben ihre Lektion aufsagen. Jeder von ihnen erhält zehn Parais, in Papier gewickelt, die ungefähr 15 Sous (4 Groschen) ausmachen. Um diese 15 Sous also schlugen sich diese frommen Leute.

Die Bahre wurde vor dem Grabe niedergesetzt, an dem man noch immer arbeitete, und ganz nahe dabei verbrannte man Rauchwerk. Der Iman stimmte arabische Gebete an, und sein voller Gesang war höchst lächerlich. Alle Türken hatten sich erhoben und stan-

---

*) Dieß ist unter ihnen eine Handlung der Religion. So bald ein Türke zu Pferde einer Leiche begegnet, steiget er ab, nimmt eine Stange von der Bahre und trägt die Leiche mit fort, bis ihn ein anderer ablöset.

den; sie hielten die Hände offen vor dem Grabe, und antworteten bei jeder Bitte, die der Iman für den Verstorbenen zu Gott that, Amen.

Da die Gebete vorüber waren, brachte man eine große Kiste, die sechs Fuß in der Länge, und drei in der Breite haben konnte, und deren Bretter sehr dicke waren. Der Sarg, in den man den Leichnam legt, ist gemeiniglich von Cypressen.

Die Gottesäcker der Türken sind fast alle mit diesen Bäumen bepflanzt: denn sie haben für die Cypresse eine heilige Ehrfurcht. Diese Kiste, deren Stücken zusammen gepaßt waren, wurde in die Grube gesenkt; man setzte den Sarg hinein, und legte Bretter und andere Stücke Holz darauf. Hier nahmen alle Türken Schaufeln, und warfen Erde auf das Grab, es zu bedecken.

Dieß ist eine letzte Pflicht, die die Leichen-Begleiter, jeder nach der Reihe, vollziehen.

Da der Leichnam vor der Beerdigung in die Moschee getragen wird, wo man ihn wäscht, und wie eine Mumie einpackt, so sieht man nichts davon. Er wird in den Sarg mit einigen Kräutern und Gewürzen gelegt. Wenn man dreimal Erde auf sein Grab geworfen, wie es auch die Römer zu thun pflegten, so geht ein jedes nach Hause. Der Iman allein bleibt; er nähert sich der Grube, bücket sich zur Erden, hält das Ohr daran, und horcht, um zu hören, ob der Verstorbene sich wehret, wann ihn der Todes-

engel ergreift; er sagt ihm hierauf das letzte Lebewohl, und um wohl bezahlt zu werden, ermangelt er nicht, der Familie die besten Nachrichten von dem Todten zu bringen.

Man setzt auf das Grab zwei kleine Säulen, oder zwei lange Stück Marmor, die ziemlich gut gearbeitet sind, das eine zum Kopfe, und, wenn es eine Mannsperson ist, mit einem Turban, worauf der Name des Verstorbenen geschrieben ist, nebst einem kurzem Lobspruche; das andere zu den Füßen, ohne irgend einige Zierath.

Man sieht um Konstantinopel ganze Felder von solchen kleinen Steinen bepflanzt, und es sind ihrer so viel, daß man diese ganze große Stadt damit einfassen könnte; ja, die Todten nehmen in der umliegenden Gegend so viel Platz als die Lebendigen ein.

Auf was Guys am meisten bei der ganzen Leichen-Ceremonie Acht hatte, war das Gesicht des Vates, das sich leicht unterschied. Es war ein ehrwürdiger Alter, dessen Gesicht ein Abdruck eines männlichen Schmerzens war, ohne irgend eine äußerliche Grimasse, die für eitle Tröster so eine schöne Veranlassung zu unnützen Vorstellungen und allgemeinen Sprüchen ist. Uebrigens sind die Türken in diesem Punkte die vernünftigsten Menschen: man sieht es vorzüglich bei öffentlichen Unglücksfällen. Der Grieche bricht bei solchen Gelegenheiten in ein Geschrei und

in laute Klagen aus; der Jude weint und verzweifelt: der Türke allein sieht den Himmel an, und senkt sein Haupt zur Erden, gleichsam um sich dem Willen des unumschränkten Herrn aller Begebenheiten zu unterwerfen; und er bezeigt sich hierinnen, wenn ich so sagen darf, christlicher, als die meisten von uns.

Zweiter Theil.

I. Die neuern Griechen lieben immer noch die Fabeln und Erzählungen: sie haben der Morgenländer und Araber ihre mit eben der Hitze angenommen, mit der sie sich vormals die ägyptischen zueigneten. Sie sind noch immer für das Wunderbare eingenommen; und haben, wie die alten Griechen, ihre Milesischen Fabeln *) und ihre Romane. Die alten Weiber erzählen immer noch gerne, und die jungen Mädchen machen sich eine Ehre daraus, die Erzählungen um die Wette zu wiederholen, die sie gelernt haben, oder die sie nach dem, was sie selbst gesehen haben, sich ausdenken.

Das Volk ist noch jetzt so sehr den Lügen ergeben, als es immer vormals hat seyn können. Der Gebrauch der Schwüre, der den alten Griechen so gewöhnlich war, ist es heut zu Tage nicht weniger.

---

*) Brief des Hüet an Segrais, über den Ursprung der Romane.

Sie thun ihrer bei aller Gelegenheit, und in den gleichgültigsten Dingen. Auch wird die Treue der Griechen nicht ohne Grund immer verdächtig seyn. Man hat zu aller Zeit den Verliebten einen Meineid vergeben: aber es ist hier zu sehr Mode, als daß man ihn entschuldigen könnte.

Die gewöhnlichen Schwüre der jungen Griechen sind, daß sie bei ihren Augen, bei ihrer Seele, bei allem, was ihnen am liebsten ist, schwören.

Inzwischen ist doch dieser unverbrüchliche und heilige Eid, den alle Völker angenommen, um die Bürgschaft und das Siegel gegenseitiger Verbindungen und unverletzlicher Versprechen, oder der so oft verdächtigen Wahrheit zu seyn, nicht allezeit von den Griechen entweihet worden.

Nichts ist heut zu Tage so gemein in Griechenland, als daß man Väter und Mütter bei dem Leben ihrer Kinder, oder bei ihrem eignen Haupte schwören hört.

Die Griechen schwuren sonst auch gerne bei dem Kopfe eines andern, und thun es noch.

Sie haben die simple Formel des Eides beibehalten *), indem sie bei Gott, bei ihrer Seele schwören. Auch schwören sie bei dem Haupte desjenigen, den sie

---

*) μὰ τὸν θεόν, μὰ τὴν ψυχήν μ8.

überreden wollen. Endlich versprechen sie nichts, ohne es durch einen stärkern oder schwächern Eid, nachdem es der Gegenstand oder die Umstände erfordern, zu betheuern *).

Griechenland, das von den Aegyptern die Wissenschaften, die Künste, die Fabeln, die Romane, und diese Anhänglichkeit an die alten Gebräuche erhielt, durch welche sich die Aegypter noch unterscheiden, nahm auch ihre Neigung für den Handel zur See mit an, in welchem die Griechen hernach selbst der Römer Lehrer wurden. Sie treiben ihn noch, wie sonst, in der Nähe beisammen, und haben ihn nach dem Verhältnisse ihrer erfolgten Kenntnisse ausgebreitet. Ein reicher Grieche ist fast allezeit ein Kaufmann. Sie machen nicht, wie wir, schöne Bücher und hohe Betrachtungen über die Handlung; sondern, von der Erfahrung geleitet, folgen sie demjenigen genau, was sie davon gelernt haben. Sie kommen zusammen,

---

*) Die Griechen schwören auch sehr oft bei ihren Augen, und im Zorne öffnen sie die Hand, die sie mit Ungestüm den Augen desjenigen vorhalten, den sie angreifen, mit den Worten: νὰ τὰ μάτιά μα. (Im Deutschen würde man sagen: Schau, bei meiner Seele!) Diese Handlung drückte bei den alten Griechen die Begierde aus, ihren Feinden die Augen auszureißen.

um von ihren Angelegenheiten an einem öffentlichen Orte zu sprechen. Kurz, sie haben von den Alten die Art, eine Sache zu behandeln und einen Kauf zu schließen, beibehalten.

Der Gebrauch öffentlicher Plätze, wo sich die Kaufleute wegen Handlungsgeschäfte versammeln, ist bei den Griechen sehr alt.

So bald der Käufer und Verkäufer mit einander einig sind, so legt die Mittelsperson die Hand des ersten in die Hand des andern, welches sie gleichsam durch einen gegenseitigen Schwur bindet. So pflegen auch in den alten Denkmälern, und hauptsächlich auf geschnittenen Steinen, zwei einander entgegen gesetzte und in einander geschlagene Hände das Sinnbild der Handlung zu seyn.

Uebrigens hat sich dieser Gebrauch nicht allein bei den Griechen erhalten; man findet ihn überall, wo noch einige Spuren von Treue und Glauben der ersten Zeitalter zu finden sind.

Die Griechen sind größtentheils der Handlung ergeben. Sie fahren an den Küsten hin von einer Insel zur andern; sie bringen auch ihre Waaren ins schwarze Meer und nach Aegypten. Es giebt ihrer so gar, die bis nach Indien durch Bassora gehen, und von da baumwollene Tücher und Zeuge mitbringen; andere gehen nach Rußland, um daselbst Pelzwaaren einzukaufen. Sie reisen gewöhnlich alle, wie die Raguser, leben von Wenigem, und sehen die größte

Sparsamkeit in ihrem Aufwande für den sichersten Gewinnst an. Einige lassen sich in Venedig und Holland nieder, um daselbst Handel zu treiben.

Sie lassen es nicht allein beim Handel bewenden; sie sind auch Fabrikanten. Sie haben zu Scio eine große Anzahl gehender Stühle, und machen seidne Zeuge, die vollkommen den Indischen, den Persischen und selbst denen zu Lyon gleich kommen. Scio liefert also die Stöffe; Teppiche holet man von Tessalonika und Smyrna; Decken, von Cypern; Oel und Seife, von Kandien; von Santorin die wollenen Zeuge, Dimiles genannt; seidne Strümpfe von Tina ꝛc. So rühmte man vor Zeiten die Teppiche von Samos und Miletus, die Decken von Korinth, die Käse von Sicilien, und das Erz von Argos u. s. w.

Der Raub war bei den Griechen kein Verbrechen: er wurde vielmehr für ein Gewerbe gehalten. Auch trieben die ersten Schiffer ohne Scheu zugleich Handlung und Seeräuberei. Dieß thun auch heut zu Tage noch die rohen Griechen, die die Simplicität der alten Sitten beibehalten haben: sie sind Seeräuber in dem Archipelagus. Wir dürfen nur den Homer zu Rathe ziehen, der, was die Gebräuche und Sitten anbetrifft, immer die reinste Quelle des ganzen griechischen Alterthums seyn wird.

Sie haben sich die Erfindung des Kompasses zu Nutzen gemacht; aber sie haben keine Seecharte, und richten sich bloß nach den Küsten, die sie kennen, und

von denen sie sich nicht entfernen. Die meisten ihrer Schiffe, haben nach Art der alten nur einen Mast, lange Segelstangen, große Segel, das Hintertheil des Schiffs hoch, aber flach, oft verziert, und mit einem weit hervor gehenden Schiffskastell, so wie man es an dem Schiffe des Theseus unter den Herkulanischen Malereien bemerkt. Wenn man einen Griechen sehen würde, wie er auf dem Hintertheile seines Volik*) sitzt, und auf der Lyra spielt, indessen daß ein günstiger Wind die Segel seines Schiffs aufblähet, so würde man glauben, die schönen Tage Griechenlands wieder zu sehen.

Um sich zu überzeugen, daß man bloß jetzt noch aufzuzeichnen braucht, was man in Griechenland sieht, um eine Folge von Gemälden der alten Zeit zu haben, so gehe man, wie Spon, nur nach Messalongi, oder in das Reich des Ulysses, auf die Insel Ithaka, so wird man daselbst die Monoxyla finden, welches alte griechische Nachen sind, die aus dem Stocke eines hohlen Baumes verfertigt werden, und die ein einziger Mensch mit zwei Rudern regiert.

Wenn man sich aber von den Griechen eine richtige Vorstellung machen will, so muß man sie nicht in einem fremden Lande, noch an der Seite der Türken sehen; sondern in ihrem eignen Lande, in einer

---

*) Ein griechisches Schiff.

Stadt, oder in einem ganz griechischen Dorfe. Sie können, weit von ihrem Heerde entfernt, sich verstellen und sich Gewalt anthun. Sagte man nicht schon vor Alters, daß die Lacedämonier Löwen in Sparta, und Affen zu Ephesus wären.

II. Der Ackerbau hat sich in Griechenland erhalten, doch hat er den Fortgang nicht bei einem Volke gemacht, das in Unwissenheit verfallen, und genau an demjenigen hängt, was es immer gethan hat. So haben sich die Vorurtheile und alten Gebräuche der griechischen Ackersleute getreulich von Vater auf Sohn erhalten. Die Art, die Traube zuzubereiten und Wein zu machen, ist so alt, als der Hahn, mit dem man ihn abzieht, und von dem man nirgends eine so genaue Beschreibung als beim Oppian *) findet.

Der Ackerbau wird allezeit als die Quelle aller Güter betrachtet werden, deren wir genießen. Die Menschen erhoben diejenigen zu dem Range der Götter, die den Ruhm hatten, ihnen die Geheimnisse dieser Kunst, der nöthigsten und kostbarsten unter allen, zu entdecken.

Aber der Fischfang, der das Vorspiel und vielleicht die Schule der Schiffahrt war; der von der Angelschnur bis zum Hamen unter einem leichten Zeitvertreibe uns das abgeänderte Gemälde glücklicher Be-

---

*) De Piscat. l. 4. v. 462.

mühungen der Geschicklichkeit und des Fleißes dar-
beut; der von dem kleinsten Nachen bis zum größten Schiffe eine unendliche Menge von Menschen für den Unterhalt der übrigen beschäftigt: der Fischfang verdient nicht weniger Aufmerksamkeit.

Die Menschen lebten vom Fischfange, so wie von der Jagd, aber da es leichter für den Menschen war, die Thiere auf dem Lande als in dem Wasser zu verfolgen, und die Jagd mit mehr Aufsehen begleitet war, so ist sie fast zu aller Zeit mehr die Leidenschaft der Jugend, der Lieblingszeitvertreib der Fürsten, und die Uebung der Helden gewesen: da im Gegentheil der Fischfang, der nur dienstbare Hände in der Entfernung beschäftigte, und sich sogar, indem er die Küsten verließ, den Blicken der Neugierigen entzog, als gefährlich solchen Leuten überlassen worden, deren Leben der Gesellschaft am ersten entbehrlich schien.

Die griechischen Fischer, deren in der Geschichte oder auf alten Denkmälern gedacht wird, finden sich noch jetzt auf eben den Küsten, und mit eben den Werkzeugen versehen, deren sie sich vormals bedienten. Da sie gemeiniglich sich besser auf dieses beschwerliche Geschäfte verstehen, als alle andern Fischer, so ist ihr Fang auch weit reichhaltiger. Die Türken haben zu Alexandrien ein sehr fischreiches Meer, indessen fehlet es ihnen doch oft an Fischen: anstatt, daß die griechischen Fischer des Archipelagus und des schwarzen Mee-

res um die Wette und haufenweise alles bringen, was ihnen nur das Meer und ihre Arbeit verschaffen kann.

Der griechische Fischer ist jetzt von dem alten wenig verschieden. Sehr oft macht sich der Herr des Nachens nach einem glücklichen Fischzuge, zufrieden über seinen Gewinnst, eine Erholung, und überläßt sich im Schooße seiner Familie, die ihn umgibt, einer unschuldigen Freude. Bisweilen bereitet er sich nach Feiertagen, ungeduldig wieder an seine Arbeit zu gehen, zum Fischfange; aber ein stürmisches Wetter hält ihn wider seinen Willen im Hafen zurück. Er will fort; er wird von Wind und Wellen zurück getrieben. Traurig tritt er wieder den Rückweg zu seiner Wohnung an: aber plötzlich steht er stille, kehret noch einmal mit gesenktem Haupte zurück, hüllt sich mit einer verdrießlichen Miene in sein dickes Kleid ein, und stürzt sich in sein Boot, wo die Ruder noch angeheftet sind. Man sieht ihn, das Haupt auf seine Hände gestützt, und auf dem Boden seines Nachens liegend, am Ufer hin und her wanken.

Der Thunnfisch war vor Alters eben so beliebt, als jetzt: man aß ihn auf den besten Tafeln, und die Römer waren darnach so leckerhaft, als wir. Es war bei den Karthaginensern gewöhnlich, eingesalzenen Thunnfisch den Neuvermälten zu essen zu geben, ehe sie sich noch ins Bette legten.

Auch war vor Alters, wie noch jetzt, eine gewisse Zeit für die Fischerei des Thunnes bestimmt.

Die Thunnen gehen jetzt noch, wann der Winter vorbei ist, häufig in das mittelländische Meer, durch die Meerenge von Gibraltar. Man fängt ihrer viel zu Conil, einem Dorfe, sieben Stunden von Cadix; man kann diese Fischerei im Monat Mai mit ansehen, und es gibt für die Zuschauer glückliche Tage. Indessen ist doch dieser Fisch in diesem Lande nicht sehr gesucht: denn er hat ordentlich ein gröber Fleisch, und ist in Spanien und Portugall lange nicht so delikat, als in der Provence. Er ist daselbst auch nicht einmal so listig, und läßt sich leicht fangen. Man glaubt, das Wasser des mittelländischen Meeres reinige ihn von den öligten Theilchen, die ihm einen übeln Geschmack geben. Er ist auch in Sardinien weit magerer, als in Provence; aber wenn er ins schwarze Meer kommt, wird er fett und oft sehr unschmackhaft.

Es geschieht zu Anfange des Frühjahrs, daß die Thunnen durch die Dardanellen gehen, um sich ins schwarze Meer zu begeben. Sie vermeiden den Strom, so wie die Schwerdtfische, und folgen ihm bei ihrer Rückkehr im Herbste. Man fängt sie mit großen Netzen, mit denen man sie des Nachts umgibt.

Zu Naxos, einer Insel des Archipelagus, in dem Hafen der Salinen, fängt man viele Großköpfe und Aale, vermittelst gewisser Verzäunungen von Rohre, die man an einander fügt. Diese Verzäunungen schlagen sich hinter, wie unsere Fensterläden, und man stellt sie so, daß die Fische, die bei gewissen Fluthen

eingehen, nicht wieder heraus können. Man bedient sich ähnlicher, obgleich größerer und weiterer Maschinen, in dem Kanale von Martigves in Provence.

Man wird aus der Zeichnung, die hier von einer unsrer Madragven beiliegt, sehen, wie sehr sie die Marseiller für den Fang der Thunnen und anderer Fische von jeder Gattung, die sich haufenweise darein werfen, erweitert und vollkommner gemacht haben.

Die Thunnen werfen sich haufenweise in die Netze, die man ihnen gestellt hat, und in diese Art von Labyrinth, wo sie nicht wieder heraus können. Sie kommen aus dem großen Weltmeere, wann das Männchen und Weibchen von gleichen Begierden entzündet werden. Der stolze Spanier erwartet sie an der Meerenge, und erhaschet sie zuerst: hernach werden sie ein Raub Celtischer Fischer, an der Mündung der Rhone, und der Marseiller, der alten Bewohner von Phocäa. Endlich fallen sie in die Netze derjenigen, die die Insel Sicilien und die Ufer des Tyrrhenischen Meeres bewohnen.

„Wann dieses Frühlingsheer durch die Meerenge eingedrungen ist, welch eine große Neuigkeit für die Fischer! Sie wählen, um sie zu erwarten, einen Ort am Ufer, der weder zu eingeschränkt, noch dem Winde zu sehr ausgesetzt ist, sondern der eine bequeme Freistatt abgibt. Hier sitzt der, der über den Fischfang wacht, auf einem Nachen vor der Madragve (dem Werk-

zeuge, womit man diese Fische fängt). So bald er die Thunnen ankommen sieht, ruft er seinen Gefährten. Alle Netze sind ausgespannt, und bilden Zimmer im Meere: denn man sieht ein Vorderhaus, Stuben, Thüren, und ein eingebogenes Corps de Logis."

Es ist wahr, daß man in Griechenland jetzt weder die grossen Künstler, deren Geschlecht daselbst ganz erloschen ist, noch Gemälde, noch Bildsäulen, die man entweder zerstört, oder weggeführt hat, suchen darf. Aber man erkennt doch unter demselben Himmel eben dasselbe Genie wieder, welches vormals die Maler und Dichter schuf; man findet daselbst lebende Gemälde und beseelte Modelle, nach welchen das Talent noch mit Vortheil arbeiten kann.

Die alten Griechen, welche an öffentliche Schauspiele gewohnt waren, die die Verderbniß der Sitten allezeit nur zu gefährlich gemacht, mußten sich den angenehmen Künsten ergeben, welche die Leidenschaften vorstellten und belebten. Wie hätten sie nicht für die Reize derselben empfindlich seyn sollen, da sie durch den Gesang der schönen Verse des Homers, durch die glänzenden Bilder der Dichter, durch die Wunder, die man von der Gewalt und Weisheit des Orpheus erzählte, und endlich von dem Anblicke der Meisterstücke der Malerei und Bildhauerkunst, mit denen die Tempel und selbst die kleinsten Städte Griechenlands prangten, erhitzt waren?

Welches Volk hat für die schönen Künste mehr

gethan, sie höher geschätzt, als die Griechen? Die Feindseligkeiten hörten bei Annäherung der Spiele Griechenlands auf. Man vergaß jede Bitterkeit, jede Sorge, jedes andre Interesse, so bald es darauf ankam, um den Preis der Talente zu streiten. Man stritt sogar um den Preis der Schönheit, welche die Künstler entzündete, indem sie ihnen zum Modelle diente.

Alle Talente hatten sich auf einmal entwickelt, und glänzten zu gleicher Zeit. Die Künste fassen sich bei der Hand, wie die Grazien. Dädalus hatte kaum sein berühmtes Labyrinth von Kreta vollendet, als man durch den Tanz das Werk des Dädalus nachahmte, und das reizendste Gemälde bildete. Die Griechen waren vortreffliche Nachahmer, und dieses Talent charakterisirt sie noch. Ihre Tänzer und ihre Pantomimen hatten es zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, als wir uns vorzustellen kaum vermögend sind. Nero hatte, nach der Erzählung des Lucians, einen griechischen Pantomimen, der die Hauptzüge aus der Fabel mit so viel Ausdruck und Wahrheit vorstellte, daß man glaubte, sie vor Augen zu haben. Ein Prinz aus Pontus, der zu Rom war, bat den Kaiser auf das dringendste, ihm diesen Pantomimen zu überlassen, nachdem er ihn hatte spielen sehen; und da ihm Nero seine Verwunderung darüber bezeugte, sagte dieser fremde Fürst: „Ich habe Barbaren zu Nachbarn, deren Sprache niemand versteht.

Ich denke, dieser Mensch soll uns statt eines Dolmetschers dienen, und ihnen alles begreiflich machen, was er nur will" *).

Der seltnen Geschicklichkeit des Tanzes folgte die Musik, und diese beiden Künste blühten zu gleicher Zeit in Argos. Bald hörte man die Gedichte des Homers singen; Simonides, der Vater der Elegie, seufzte; die Tragödie stieg von dem Karren des Thespis herab, und Aeschylus gab ihr den Kothurn; kurz, alle Künste vereinigten sich in Athen, und erkannten Griechenland für ihr Vaterland.

Dieß war der glückliche Einfluß oder die Mittheilung des Genies bei dieser geistreichen Nation: die Musik, der Tanz, die Dichtkunst, die Malerei, die Bildhauerei, alle versammelte Künste unterstützten einander, und machten sich unter einander vollkommner. Die Mauern von Theben erhoben sich beim Klange der Lyra; der Tonkünstler und Tänzer war Maler; der Maler war Dichter; der beredte Ulysses hatte mit seinen eignen Händen, nach der Erzählung des Homers, das Bette verfertigt, worauf Penelope lag. Er war Künstler und Zeichner; er kann der Kalypso nicht die Geschichte der Rhesus erzählen, ohne sie in den Sand zu zeichnen.

---

*) Gespräche über den Tanz.

Die Natur allein bildete vormals in Griechenland die Maler, die Bildhauer, die Tonkünstler, die Dichter, mit einem Worte, alle große Geister, die so vielen Glanz über diese glückliche Gegend verbreiteten. Eine feurige, angenehme Einbildungskraft, ein geschäftiger Geist, eine feine Organisation, ein zärtlicher Geschmack, oder vielmehr eine ausnehmende Empfindsamkeit, alle diese Gemüthseigenschaften unter dem schönsten Himmel vereiniget, bei dem Anblicke der lächelndsten Fluren, unter einer Regierung, die am geschicktesten war, das Genie zu entwickeln, zu erweitern, zu vergrößern, dieß Genie, welches ohne die Freiheit keine Triebfedern hat: dieß war es, was sie den Griechen gegeben, und was sie bei ihnen fand. Sie brauchten nur die Augen auf die Gegenstände zu kehren, an denen sie ihre Empfindsamkeit am meisten üben konnten, und man sah die Künste entstehen. Da von der Gewohnheit, die schönsten Dinge zu sehen und hervor zu bringen, der Geschmack gebildet war, so konnte er keine andre H rrschaft, als der Künste und Talente ihre, erkennen, ja kein ander Glück, als dasjenige, das er in dem Ruhme des Vaterlands fand.

Aber wenn man das Genie für den Vater der Künste erkennen muß, so war die Freiheit gewiß ihre Mutter. In ihrem Schooße geboren, sieht m n in der That sie mit ihr das verwüstete und eroberte Griechenland verlassen. Sie fielen und verloren sich auf

eben die Art bei jenem alten Volke, welches dieselben Künste besaß, die die Griechen nach ihm zu einer höhern Vollkommenheit brachten, ich meine bei den Hetruriern, sobald sie von den Römern unters Joch gebracht wurden.

Die Künste haben sich seit ihrem Verfalle von Zeit zu Zeit bei den Griechen gezeigt; aber nur wie das schwache Licht einer Fackel, die unter der Feuchtigkeit eines dicken Nebels nicht wieder anbrennen will.

Die neuern Griechen haben noch alles, was sie haben erhalten können. Indessen daß die Männer der Handlung, der Schifffahrt, dem Ackerbaue oder der Verfertigung von Stoffen obliegen, welche der Türken ihre und die zu Lyon nachahmen, so zeichnen die Weiber, sticken und schattiren vollkommen die Blumen, die Früchte und die Blätter, und man wird nicht müde, diese Arbeit in den griechischen Stickereien zu bewundern. Das vorzüglichste Talent wagt nicht, den Pinsel zu ergreifen, um eine menschliche Figur zu malen; man malet nur im Verborgenen.

Die Griechen lieben noch die Feste, die Spiele, die Schauspiele, die Pracht; aber die Regierung legt ihnen einen Zwang auf, der sie muthlos macht. Aller äußerliche Luxus ist ihnen verboten; aber sie suchen sich in dem Innern ihrer Häuser dafür schadlos zu halten. Man findet bei den Reichen den Geschmack, die Reinlichkeit und Pracht der alten Häuser von

Athen, deren Architektur von Außen wenig in die Augen fiel *), aber die im Innern ausgesucht und mit allen Wollüsten versehen waren. Die Griechen schlagen, wie die Alten, ihre Zimmer nicht mit Tapeten aus; sondern sie lassen, wie jene, auf die Mauren **) zwar nicht Figuren, aber künstlich gearbeitete Vasen mit Blumen malen. Sie haben vergoldete Lambris von einer schönen Bildhauer-Arbeit, und reich ausgelegte Deckenstücken. Wann sie berechtigt zu seyn glauben, prächtig zu bauen, und ihren Geschmack sehen zu lassen, so thun sie es ohne Maß. Selbst die Folgen, denen sie sich nothwendig durch diesen Luxus aussetzen, schrecken sie nicht ab. Man sah vor vielen Jahren zu Konstantinopel an dem Kanal des schwarzen Meeres das schöne und prächtige Haus des unglücklichen Griechen Stavraky, der ein Günstling des Großherrn war. Der Sultan, der ihn umbringen ließ, ließ dieses schöne Gebäude der Erde gleich machen, wo man seit der Zeit, mit Erstaunen, ein neues noch weit schöners Gebäude von einem andern Griechen wieder aufführen sah.

III. In Griechenland kündigen uns eine reine Luft, ein sanfter Himmel, und immer heitere Tage mit jedem Augenblicke an, daß wir eine Venus des

---

*) Origine des Loix, Tom. 3, Liv. 6.

**) Geschichte der Kunst von Winkelmann. B. 2.

Praxiteles und Apelles, die regelmäßigsten Bildungen, schwarze, lebhafte, von einem natürlichen Feuer beseelte Augen, einen zierlichen und majestätischen Wuchs, eine simple und leichte Kleidung finden werden, welche die ganze Schönheit des Körpers verräth, und keinen Fehler verbirgt. So findet man auch die griechischen Weiber: sie sind so ungezwungen, so frei im Innern ihrer Häuser, als sie zusammen genommen und verhüllt sind, wann sie ausgehen, indem enge und lange Aermel kaum ihre Fingerspitzen sehen lassen; es müßte denn auf dem Lande seyn, wo sie sich weit weniger zwingen, und sich mit mehr Freiheit zeigen.

Wer sollte bei ihrem Anblicke nicht die Muster erkennen, die die alten Maler nachahmten!

Die öffentlichen Bäder verschafften ihnen richtige und bestimmte Begriffe von der Schönheit des Körpers und der Blüte der Jugend, die sie so gut ausdrückten. Sie hatten überdieß Fechter und Ringer, durch die sie in Stand gesetzt wurden, alle Bewegungen der Nerven, das Spiel der Muskeln, und die Zusammenfügung der Glieder wahrzunehmen; unaufhörlich hatten sie edle und angenehme Gegenstände vor Augen. Es waren Muster, die sie überall mit Nutzen beobachten und in den vortheilhaftesten Stellungen überraschen konnten.

Wenn man noch jetzt eine junge griechische Schönheit bei ihrem Aufstehen bemerkt, so wird sie uns,

ohne daran zu denken, Bewegungen und Stellungen darbieten, die der Nachahmung äußerst vortheilhaft sind. So bald sie aus dem Bette gestiegen, wirft sie sich nachlässig auf ihren Sopha, ohne daß sie noch darauf denken sollte, sich anzukeiden. Der helle Tag blendet sie, sie schlägt die Augen nieder, setzt sich, streckt sich, erhebt ihre Knie, läßt den Kopf hängen, den sie mit einer Hand unterstützt, und nimmt nach und nach alle Lagen der simplen Natur an, die sich selbst überlassen und eine Feindin der nachäffenden Kunst ist. Es nähere sich jetzt der Maler oder der Bildhauer; er beobachte die naive Grazie der Bewegungen, die sanften und geschmeidigen Umrisse, welche diese Schönheit frei entwickelt, weil sie sich ohne Zeugen glaubt, und drücke sie aus.

Am andern Ende des Sopha, formiren halb nackende spielende Kinder die schöne Gruppe, welche so oft und so reizend wiederholt worden, diese Kinder, die Annibal Carraccio in einem Gemälde des Correggio nicht lachen sehen konnte, ohne mit ihnen zu lachen.

Die junge Griechin nimmt ihren Spiegel, und den Korb, worinnen ihr Anzug liegt. Sie bringt, um sich zu beschäftigen, den höchsten Kopfputz, den die Griechinnen tragen, in Ordnung. Die aufmerksame und geschäftige Sklavin trägt ihre Blumen, Flieder, Rosen, Akacien mit ihren Blättern zu: sie bekränzt damit ihr Haupt. Sie erhebt sich, langt mit

beiden Händen an diesen Kopfputz, um ihn zu befestigen, und gleichsam um das Gewicht davon zu stützen.

Soll ich schildern, wann sie aus dem Bade kommt, um sie mit der Venus Anadyomene, oder mit den schönsten griechischen Bildsäulen zu vergleichen *)? Die schöne Badende nimmt aus den Händen ihrer Sklavin ihr durchsichtiges Hemde und ein leichtes Gewand. Sie erhöht ihren Wuchs, indem sie ihre nackten Füße in jene Pantoffelschuhe oder Galoschen steckt, von denen ich gesagt habe, und auf denen man die eingelegte Perlmutter und erhabene Stickerei glänzen sieht: sie tritt majestätisch einher, mit wohlriechenden Wassern gesalbt. Aber es ist nicht die Venus der Aeneis, es ist die Muse des Kothurns, den die Griechen von diesem Modelle genommen haben. Die Kinder, von denen ich oben geredet, laufen ihr

*) Polygnotus von Thasos, ein Sohn des Aglaophon, war der erste, der seinen weiblichen Figuren feine und leichte Gewänder gab; der erste, der sie mit Kappen (mitrae) oder breiten Bändern von verschiedenen Farben, wie man sie noch jetzt trägt, ungefähr 430 Jahr vor Christi Geburt, coeffirte. Plin. Diss. de M. de la Nause, Mém. de l'Academ. de Inscript. tom. 25 p. 271.

nach und folgen ihr, gleich den geflügelten Genien, die uns die alten Maler darstellen.

Die Sonne nähert sich dem Horizonte, der Schatten verbreitet sich: die junge Griechin, voll Ungeduld auszugehen, um sich zu zeigen, steigt in den Garten oder auf die Wiese herab; ihr um den Hals nachlässig geworfener Schleier flattert nach dem Spiele des Windes. Simpel in ihrem Anzuge, hat sie auf ihrem Kopfe bloß eine kleine Haube und einige Blumen, welche zwei Haarlocken, die sie hinauf geschlagen, zusammen halten, und durch einen doppelten Halbzirkel befestigen. Ihr übrigens langes Haar fällt wallend auf ihre Schultern herab. Sie hebt eine Hand nach ihrem Busen, welchen ihr Kleid entdeckt und der Flor sehen läßt. Mit der andern Hand hält sie den Schleier, den sie dem Wind abzustreiten scheinet, der sich mit mehr Gewalt erhebt. Ein Kleid von einem sehr leichten Zeuge, das sich an ihrem Leibe anschmiegt, verräth dessen ganzen schlanken und feinen Wuchs. Der vordere gestickte Gürtel glänzt auf dieser Kleidung. Sie läuft, um sich mit ihren Gespielinnen zu vereinigen, die sie rufen und zum Tanze einladen.

Beim Anblicke des Tanzes läuft das junge Mädchen, wie die Atalante; sie stellt sich, wie die Diana, an die Spitze der Nymphen.

Der Reihentanz geht hierauf an, und sie führt auf: sie gibt einer ihrer Gespielinnen das eine Ende ihres Schleiers, und hält das andre. Der Wind schwellt diesen leichten Schleier sanft empor, und alle Tänzerinnen, mit der Röthe einer unschuldigen und lebhaften Freude, die in ihren Augen glänzt und ihre Wangen färbt, hüpfen in Cadenz unter diesen fließenden Bogen, welcher der Iris ihren oder jenen Schleier vorstellt, den die Liebesgötter in der Luft auf dem berühmten Petschafte des Michel Angelo halten, bald hin, bald wieder zurück. Welche Schilderungen für einen Maler und für einen Dichter! Zeichnen sich nicht die Chöre und die Tänze der Nymphen den Blicken desjenigen aufs neue, der Augen hat, hier das alte Griechenland zu sehen, und Geschmack, der ganzen Schönheit, des ganzen reizenden Schauspiels zu genießen?

Die Mütter, zu alt zum Tanze, und die Greise sitzen unter Bäumen, sehen diesen Spielen zu, und scheinen sich über alle die Vorzüge dieser glänzenden Jugend zu freuen.

In einiger Entfernung ringen Jünglinge, oder üben sich im Tellerwerfen und im Wettlaufe: aber so bald sie die Tänze sehen, laufen sie zu und mischen sich darein, um sie mehr zu beseelen, und lebhafter und angenehmer zu machen.

Ein junges Mädchen reißt sich los, indem die andern ruhen: sie tanzt allein mit den Krotalen, der Zimbel, oder einer kleinen Trommel in der Hand. Sie stürzt hervor, beflügelt ihre Füße, kehrt schnell zurück, und setzt durch die mannigfaltigsten und ungezwungensten Bewegungen in Bewunderung.

Eben die Lustigkeit, eben die Tänze erblickt man in den Bädern, wo die Griechen sich zu versammeln verabreden, und sich Rendesvous geben. Hier findet man mehr als ein Urbild zu dem reizenden Gemälde des Horaz, wo man die ganz nackten Grazien mit den Nymphen sich zu Tänzen vereinigen sieht. Man kann sich eben dieses in dem Nymphenbade vorstellen, welches Homer beschreibt *); in demjenigen von dem See Albano: aber was Piranese uns für ein Nymphenbad gegeben, ist nichts weniger als dieses, wenn man nach der Zeichnung urtheilen soll, die M. Clerisseau davon gemacht und mir gezeigt hat.

Wann die junge Griechin aus dem Bade kommt, mit dem leichten Flore bedeckt, welchen die Dichter ein Gewebe des Windes nennen, so würde man sich einen Begriff von den Najaden in den herkulanischen Gemälden machen können.

---

*) Odyss. l. 3. v.

Wer ist der sitzende Greis, dem ein junges Mädchen mit so vieler Aufmerksamkeit zuhört? Es ist ein Zauberer, der sie einen Liebestrank machen lehrt, um einen Fremden, in den sie verliebt ist, an sich zu ziehen und zu einer Heirath zu zwingen. Sie wiederholt die Worte, die sie bei Zubereitung des Philtrums machen muß.

Besuchen wir das Land, so finden wir ebenfalls daselbst die Schäfer und Fischer des Theokrits. Hier kündigen musikalische Instrumente, ein zahlreiches Heer Springer, und die Fackel des Hymen eine ländliche Hochzeit an.

Sehen Sie diese junge Bäuerin bei einem Brunnen sitzend? sie lehnt sich auf ihren Krug, den sie gefüllt hat. Dieser Krug ist von eben der Gestalt, wie der Alten ihre Krüge, und der Schäfer, der mit ihr spricht, hält seine Heerde auf, um sich ihr zu nähern.

In jener Reihe schattigter Bäume sehe ich einen offenen Wagen herkommen, der gedrängt voll junger Mädchen ist. Sie singen wechselsweise nach ihrer Gewohnheit. Ihre Häupter sind mit Blumen geschmückt, und der Greis, der sie leitet, entzückt, sie zu fahren und zu hören, übereilt seine langsamen Ochsen nicht. Er beschaut mit innigem Vergnügen diese versammelte

Jugend; er liest lächelnd die Blumen auf, die ihren Häuptern entfallen, um das seinige damit zu schmücken.

Ich habe schon von den Mädchen geredet, die sich vereinen, um zusammen an ihrer Stickerei zu arbeiten. Einige machen die Wolle und Seide zurechte: andere spannen den Zeug in den Rahm: eine andere zeichnet das Muster. So findet man in dem Vaterlande der Künste die lebenden Gemälde der Kunst der Minerva wieder, so wie sie auf den alten Denkmälern vorgestellt wird.

Doch welch ein Contrast rührt meine Blicke auf eben diesem Lande, wo mich alles zum Spatziergange einladet, in dieser lächelnden Landschaft, durch Spiele und Tänze verschönert! Nicht weit von dem Dorfe sehe ich zerstreute Marmorstücke: ein Priester in einem langen Kleide singt Hymnen: traurige Weiber zünden Kerzen an, weinen auf den Gräbern und scheinen die Christen der Verstorbenen durch ihr Aechzen und ihre Thränen hervor zu rufen.

Das neuere Griechenland beut noch in einzelnen Dingen alles dar, was die schönsten Formen des menschlichen Körpers ausmacht. Man sieht daselbst noch täglich Schönheiten, die eines Pinsels des Apelles würdig sind.

Die orientalischen Völker haben ein sehr musikalisches Gehör. Sie lieben die Musik, so bald sie nur zu hören anfangen. Man sieht keinen Griechen, keinen Türken, sie mögen so vornehm oder so gering seyd, als sie nur wollen, der nicht stille stünde, um eine schöne Stimme oder den Gesang einer Nachtigall zu hören, ungeachtet die Musik bei ihnen niemals eine Leidenschaft ist, der sich ein Mensch ganz überläßt, wie man es sehr oft bei uns sieht.

Guys versichert, daß in der griechischen und türkischen Musik, die Abtheilung der Töne, die von einem weit größern Umfange ist, als die unsrige, ihnen Ausdrücke verschaft, die wir nicht haben, und die in der zärtlichen Gattung eine große Wirkung thun. Auch durchdringen ihre empfindungsvollen Lieder, ihre schmerzlichen Gesänge die Seele, und bringen die süßeste und angenehmste Bewegung hervor.

Sultan Amurat, dieser grausame Fürst, da er Bagdad belagert und eingenommen hatte, gab nach der Eroberung Befehl, 30,000 Perser zu ermorden, die die Waffen niedergelegt hatten. Unter der Zahl dieser Unglücklichen befand sich ein Musikus, der den türkischen Offizier bat, seinen Tod einen Augenblick zu verzögern, und ihm die Erlaubniß zu verschaffen, den Kaiser zu sprechen. Man führte ihn

zum Amurat, und fragte ihn, was er vorzubringen habe.

„Erhabenster Kaiser, sagte er, gestatte nicht, daß eine so herrliche Kunst, als die Musik ist, heute mit dem Schasculi umkomme. Ich beklage das Leben nicht um des Lebens willen, sondern bloß aus Liebe für die Musik, deren Tiefen ich noch nicht alle habe erreichen können. Laß mich arbeiten, mich in dieser göttlichen Kunst vollkommner zu machen; und bin ich so glücklich, den Punkt, nach dem ich strebe, zu erreichen, so werde ich glauben, ein größer Glück erhalten zu haben, als wann ich dein Reich besäße." Man gab ihm die Erlaubniß, seine Talente hören zu lassen. Sogleich nahm er, wie der Sänger des Homers, einen Scheschdar, begleitete dieses Instrument mit seiner Stimme, und besang mit einem so rührenden Tone die tragische Einnahme von Bagdad und den Triumph des Amurat, daß dieser Fürst in Thränen zerfloß, und fortfuhr, so lange gerührt zu seyn, als sich der Tonkünstler hören ließ. Der Kaiser befahl, in Ansehung seiner, daß nicht nur das Leben derjenigen gerettet würde, die noch nicht hingerichtet waren, sondern er gab ihnen noch überdieß ihre Freiheit. Amurat behielt den Musikus bei sich, und hielt ihn sehr hoch.

Dieß ist ein großer Beweis für die erstaunenden

Wirkungen der alten Musik, die die Leidenschaften stillte, oder sie nach ihrem Gefallen erweckte. Sie hat noch einen sehr großen Einfluß auf das Sanfte und die Rechtschaffenheit der Sitten.

Die Pest darf nicht mit andern epidemischen Krankheiten vermischt werden, die die Welt verwüsten. Ungeachtet der sonderbaren Meinungen einiger Aerzte, ungeachtet der Verschiedenheit der Symptomen, die sie in Verlegenheit setzen können, hat sie doch einen unterscheidenden Charakter, an dem man sie nicht verkennen kann; ich nehme einige besondere Fälle aus, wo sich die deutlichen Merkmale nicht eher, als nach dem Tode des Kranken veroffenbaren.

Die Geschichte kündigt uns das Alterthum der Pest an. Sie zeigt uns ihren Sitz im Oriente, von dannen sie durch die Handlung heraus gekommen, und mit der Materie unserer Tauschwaaren, und denjenigen Dingen, die sie annehmen, als Wolle, Baumwolle und Seide, durch die ganze Welt sich ausgebreitet hat. Oft gehen vor der Pest Hunger, Ueberschwemmungen, blutige Kriege her.

Die Griechen stellen sich, nach der allgemeinen Meinung und alten Sage, die Pest als ein abscheuliches Gespenst vor, welches die Nacht über kommt,

und mit einem unauslöschlichen Zeichen die Häuser bezeichnet, wo sie hinein gehen soll. Diejenigen, die sich dieses Zeichen zu kennen rühmen, kündigen es den unglücklichen Bewohnern an, die sie, wiewohl vergeblich, zur Flucht ermahnen, die aber durch ihre Hartnäckigkeit das Schicksal dulden, das ihnen droht.

„O barmherziger Gott, schreien die neuern Griechen in ihren Gebeten, entferne von uns diese abscheuliche und grausame Krankheit, die niemanden schont. Stehe uns bei, und spare die Pfeile deiner Rache gegen deine Feinde auf. Habe Mitleid mit diesen unschuldigen Opfern; denn unsere jungen Kinder werden immer zuerst getroffen. O Gott, steh uns bei!"

So lauten die öffentlichen Gebete, die man in Konstantinopel thut, wenn die Pest, gleich den so häufigen Feuersbrünsten in dieser so großen Stadt so geschwind um sich greift; wenn man täglich mehr als tausend Leichen durch das Th von Adrianopel, das zu dem Gottesacker der Türken führt, tragen sieht. Kinder und junge Leute gehen in Procession auf den Platz Ocmeydam, wo sie die Barmherzigkeit des Himmels anflehen.

Es ist kein Zweifel, daß dieses tödtliche Gift nicht aus der Fäulniß der unreinen Oerter entstehen sollte,

wo morastige und faule Wasser stehen, deren Ausdünstungen durch die ausnehmende Sonnenhitze empor gezogen worden. Die Art der Mittheilung, wodurch sie zu gleicher Zeit an die ganz nahe gelegenen Oerter so wohl, als an solche Gegenden gebracht wird, die von ihrer Quelle am weitesten entfernt liegen, geschieht mit einer erstaunenden Geschwindigkeit. Sie setzt uns in Verlegenheit, demüthigt uns, macht uns verwirrt. Wenn es aber nicht in der Gewalt der Menschen steht, die Gefahr dieses Gifts in der Luft zu vertilgen, so können wir wenigstens alle Oeffnungen verstopfen, wodurch sie sich einschleichen kann, das ist, wir können alles reinigen und räuchern, was aus einem verdächtigen Lande kommt. So setzt eine Regierung, der die Besorgung des Seewesens aufgetragen ist, durch ein einziges Lazareth, das eine immer offene Freistatt für die Seuche in dem einzigen Hafen des Königreichs ist, durch welchen die Pest in dasselbe kommen kann, die Gesundheit des ganzen Reichs in Sicherheit.

Die erste Anstalt, die die Menschen bei Annäherung dieser grausamen Krankheit gemacht haben, ist die Reinigung der Luft, die sie einathmeten, durch wohlriechende Sachen gewesen, welche sie unter ihren Händen hatten. Dieß thut man auch jetzt noch überall; und daher kommt ohne Zweifel die bei den Grie-

chen und orientalischen Völkern eingeführte Gewohnheit, in dem Zimmer, wo man eine angesehene Person oder einen Freund empfängt, allezeit angenehmes Rauchwerk zu verbrennen, so wie auch die Luft der Tempel zu reinigen, indem man daselbst Weihrauch und Myrrhen verbrennt. Die Griechen bedienten sich hauptsächlich gegen diese Seuche des Wachholders, als des heilsamsten Rauchwerks.

Ungeachtet dieses Rauchwerks aber breitet sich diese Seuche in der Levante und zu Konstantinopel sehr aus, indem die Gemeinschaft mit andern niemals unterbrochen wird; welches daher kommt, weil das Uebel nicht gleich ansteckend ist. Selbst diejenigen, die das Glück gehabt haben, ihm zu entgehen, fürchten es weniger, als die andern. Die Kranken werden aber niemals von denen, die ihnen am nächsten sind, verlassen. Diese Einsamkeit, diese traurige Verlassung ist nur für einen Fremden schrecklich, der sich von diesem Uebel ergriffen sieht, und weder Freunde noch Landsleute um sich hat. Die Griechen und Morgenländer begleiten die Todten be. ihren Begräbnissen, und die Pest spricht sie von dieser heiligen Pflicht nicht los. Sie wissen, daß diese Plage sich nach und nach vermehrt, und sich endlich verliert. Ob gleich das Volk, gewohnt, sie oft wiederkommen zu sehen, nicht eben die Vorsicht, wie wir, sich da-

gegen zu verwahren, gebraucht; obgleich Handel und Wandel deßwegen nicht leidet, und endlich auch die wüthendste Pest weder die gewöhnlichen Zusammenkünfte, noch eine Zeremonie, noch eine öffentliche Audienz hindert: so reden doch die Griechen und Türken mit nicht weniger Furcht von diesem schrecklichen Uebel, als die Alten.

Die Pest, die man am meisten in Konstantinopel, zu Smyrna, und in dem ganzen Morgenlande fürchtet, ist diejenige, die aus Aegypten kommt; und in Aegypten fürchtet man die am meisten, die aus Aethiopien kommt.

Nach einer so langen und so beständigen Erfahrung kann man also das alte Vaterland der Pest nicht verkennen. Sie kommt noch mit Erdbeben, Ueberschwemmungen, Hunger und Krieg. Aber alle die verderblichen Plagen, die vor ihr hergehen, werden nicht eben die Folge in bevölkerten und sorgfältig gebauten Ländern haben, wie die unsrigen sind, weil man hier schnell genug die Verwüstungen der Zeit, der Natur und der Menschen wieder ausbessert und ersetzt; statt daß im Oriente seit vielen Jahrhunderten alles immer in demselben Zustande bleibt. Man stellt die Mauren von Ephesus, Balbeck und Palmyra nicht wieder her; alle Reisenden finden eben dieselben Rui-

nen wieder, die die Geschichte oder Reisebeschreibungen ihnen angezeigt haben. Diese Oerter sind, seit ihrem Untergange, immer ungeheure Wüsten und abscheuliche Einöden geblieben, wo die Pest unaufhörlich brütet und gähret, und wo tödtliche Dünste, wie der leichte und brennende Sand, welchen der Wind vor sich herjagt, aufsteigen.

Der Knoblauch, gebrannte Wasser, der Wein, der Essig und das Räuchern sind die Mittel, dessen sich die Griechen gegen die Pest bedienen. Der Wein ist bloß durch die Tradition empfohlen.

So bald das Uebel seine Perioden erreicht, so fühlen diejenigen, die sie vormals gehabt haben, einen Schmerz an den Narben der Beulen, der sie warnet, sich nicht der Gefahr auszusetzen.

Die Griechen glauben, daß diejenigen, die des Sonntags geboren und getauft worden, nicht von der Pest ergriffen werden.

Man gibt den Angesteckten bloß Herzstärkungen und Gemüße, und untersagt ihnen das Bouillon, als äußerst schädlich. Die Aerzte empfehlen das Opium, als ein Präservativ, und oft als ein Heilungsmittel. Der gelehrte Tournefort sagt, er habe sich wider die

Pest mit Theriak, mit Orvietan, mit englischen Tropfen und andern stärkenden Mitteln geholfen; aber er will, daß erst ein Brechmittel (Tartre émétique) vorhergehen soll, wenn der Kopf bedroht wird.

Die Armenier trifft diese Seuche am wenigsten, der sie sich doch aussetzen. Sie trinken viel Wein, so mäßig und thätig sie auch sonst sind; sie essen viel Gesalzenes, Knoblauch und Zwiebeln. Das Schweinefleisch ist ein Gift, denn es hindert die Ausdünstung.

Die unreinlichen Häuser, und vorzüglich der Juden ihre, wo zahlreiche Familien sich versammeln und vervielfältigen, werden am ersten angesteckt. Die Reinlichkeit, und noch mehr die Heiterkeit des Gemüths, sind höchst nöthig. Ein lebhaftes und plötzliches Schrecken, Verdruß und Leidenschaften, die den Geist sehr erschüttern, sind die nächsten Verfassungen, die Pest auzunehmen.

Die wirkliche und örtliche Arzneikunst hat daher nichts weiter für diese Krankheit, als Verwahrungsmittel, und einen guten Rath.

Die Griechen kennen so wenig, als wir, die Natur des pestilenzialischen Giftes. Sie sind eben so wenig im Stande, zu erklären, warum dasselbe Mittel,

das dem einen nützt, dem andern nicht nur nichts hilft, sondern auch sogar schadet. Sie wissen nicht, warum ein Mensch die Pest vielmal bekommt, indessen ein anderer, der sie gehabt hat, sich kühn derselben aussetzt, und sie nicht mehr bekommt; wie einer sie in seinen eignen Kleidern tragen, seine Familie damit anstecken, und sie doch selbst nicht bekommen kann; warum es in gewissen Jahren hauptsächlich die Kinder und die schwächsten Personen, und zu andrer Zeit hingegen die stärksten sind die die Pest zuerst angreift: kurz, wie in einer so ungeheuern Stadt, als Cairo oder Konstantinopel ist, das Uebel von sich selbst so mit dem Punkte aufhört, daß der gesellige Umgang ohne Furcht, ohne Gefahr, ohne weitere Zufälle wieder hergestellt wird, und ohne daß die Polizei deßwegen etwas verordnen darf.

Man kann zwei oder drei, ja mehrmal die Pest haben: diese Seuche verringert sich nicht, und legt sich bloß durch die Kälte des Winters.

Bayerische Staatsbibliothek München

1821. Heft V. 504/513

402/4	Schellhorns Leitfaden zur Verwaltung des Pfarramtes.
	Stepfs Gallerie aller jurid. Autoren.
	Wesen und Unwesen der Einquartierung.
408/16	Haas Geschichte des Sklaven-Landes an der Aisch.
	Pfeffers Skizze einer Chronik des Städtchens Scheßlitz.
	v. Leon's Beschreibung der k. k. Hofbibliothek zu Wien.
	Die Bildungs-Anstalt des Erzieher-Vereins zu Nürnberg.
423	Hainritz Addreß-Handbuch für den Obermainkreis.
437/8	Seebode's krit. Bibliothek.
	Neue Ausgabe v. römischen Klassikern.
516	Oesterreichers Geschichte Frankenthals.
678/87	Ueber die Juden in Baiern.
	Oesterreichers Altenburg bei Bamberg.
	Urkunden-Sammlung zu derselben.
	Nachtrag zum Nekrologe des Römlings Dr. Frey.
825/8	Schematism des Erzbisthums Bamberg.
	Hönigs topogr. Handbuch für den Obermainkreis.

(Fortsetzung folgt.)

Taschen-Bibliothek

der

wichtigsten und interessantesten Reisen

durch

Griechenland.

Herausgegeben

von

Joachim Heinrich Jäck,

Königl. Bibliothekar zu Bamberg.

II. Theil. 2. Bändchen.

Nürnberg.

1829.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Taschenbibliothek der wichtigsten und interessantesten See- und Landreisen von d. Erfindung d. Buchdruckerkunst bis auf unsere Zeiten

Bd.: 44. 1829

Nürnberg 1829

It.coll. 37 s-44
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465446-6